

Forstmeister Theodor Hepp

Selbstzeugnisse aus der Zeit vor 1914 und insbesondere über den Ersten Weltkrieg und Rekonstruktion seines Lebens in der Weimarer Zeit, der NS-Zeit und der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg (Teil 1)

Von Gerhard Fritz (Hg.)

Einführende Erläuterungen

Forstmeister Theodor Hepp ist eine der markantesten Gestalten, die es jemals im Forstdienst der Region und weit über diese hinaus gegeben hat. Trotzdem ist das allgemeine Wissen um Hepp heute arg beschränkt: Man weiß allenfalls, dass es in Oppenweiler, genauer in Reichenberg, eine Theodor-Hepp-Straße und am Oberlauf des Eckertsbachs nördlich des Backnanger Ortsteils Strümpfelbach die Hepp-Seen und den Hepp-Brunnen gibt, aber vielen Besuchern und Spaziergängern dürfte trotz der dort befindlichen

Gedenktafel mit Skulptur nicht einmal bewusst sein, dass der Namensgeber für Seen und Brunnen eben jener Forstmeister Theodor Hepp war.

Julius Zehenders Darstellung von Hepp

Etwas Konkretes über Hepp durch Befragung von Zeitzeugen herauszufinden, ist gar nicht so einfach. Leute, die ihn noch persönlich näher gekannt haben, gibt es fast keine mehr. Der 2012 in hohem Alter verstorbene frühere Bürgermeister von Oppenweiler Julius Zehender hat Hepp noch



Der Hepp-Brunnen nahe Strümpfelbach bei seiner Einweihung am 15. November 1954.

gut gekannt. Leider wurde Zehender nie ausführlich zu Hepp befragt. Es ist bei einigen wenigen beiläufigen Bemerkungen Zehenders über Hepp geblieben. Aber in Zehenders Heimatbuch Oppenweiler wird Hepp mehrfach erwähnt. Recht ausführlich sind Zehenders Ausführungen über Hepps Person und Lebensleistung. Zehenders Text vermittelt einen kompakten Eindruck von Hepp und sei deshalb den nachfolgenden Dokumenten vorangestellt. Zehender schreibt: *Forstmeister Theodor Hepp. Hepp ist am 15.11.1876 als Sohn des Oberförsters Ernst Hepp geboren und hat sich am 24.10.1905 in Wiesbaden verheiratet mit Renée Laura geb. Nicole, einer dortigen Professorentochter.*¹ *Der Sohn Ernst Adolf*² *ist am 1.9.1906 in Entringen, die Tochter Erika am 29.5.1909*³ *in Onstmettingen geboren. Nach der Reifeprüfung am Realgymnasium Stuttgart studierte Hepp von 1895–1899 Forstwissenschaften in Tübingen und München. 1902 legte er die zweite Forstdienstprüfung ab. Von 1903–1908 war er zunächst in den Forstämtern Rottenmünster, Rosenfeld, Weissenau, Leutkirch und Entringen eingesetzt, von 1908–1915 war ihm die Forstamtmannstelle in Gomaringen übertragen. 1915 wurde er zum Leiter des Forstamts Reichenberg ernannt und blieb in diesem Amt bis zu seiner Zuruhesetzung am 31.12.1948. Da er seinen Dienst kriegsbedingt erst am 1.1.1919 angetreten hatte, war Hepp genau 30 Jahre amtierender Forstmeister auf dem Reichenberg.*

Aus der Feder seines um mehrere Jahre jüngeren Berufskollegen W. Gayer, srzt. Forstmeister in Mönchsberg, floß eine Würdigung des Hepp, der wir nachstehend einige Passagen entneh-

men: „Der reitende Forstmeister vom Reichenberg war eine Gestalt, die nicht nur dem Wald des Forstamts Reichenberg seinen Stempel aufgedrückt hat, sondern beim einfachen Volk wie bei den höchsten Stellen großes Ansehen genoß. Charakteristisch für ihn ist, wie er am Ende des 1. Weltkriegs seine Truppe in Stärke eines Regiments schwerer Artillerie und verschiedener Maschinengewehr-, Minenwerfer- und Pioniertruppen von Macedonien mitten durch die von Soldatenräten beherrschten Balkanländer in voller Ausrüstung in die Heimat zurückführte. Als 1922/23 ein kommunistischer Aufstand drohte, gründete er eine Bürgerwehr mit dem auf dem Reichenberg bei Kriegsende angelegten kleinen Waffen- und Munitionslager in der Hinterhand. Als Backnanger Kommunisten versuchten, den ‚Bürgerlichen Reichenberg‘ auszuheben, genügten 2 Salven, um sie wieder nach Hause zu schicken.“ – Dem um Backnang organisierten nächtlichen Meldedienst gehörte u. a. Eugen Friz an, der spätere Amts- und Polizeidiener. – „Hepp war ein liebenswürdiger, fröhlicher Mensch und angenehmer Vorgesetzter für jeden, der seine Pflicht tat. Zu seinen Mitarbeitern hatte er ein gutes, vertrauensvolles Verhältnis.“ Gayer schrieb das aus eigener Erfahrung und fügte an: „Im Kreis der Kollegen war er das ‚Papale‘ und seine Frau das ‚Mamale‘, beide waren der Mittelpunkt vieler forstlicher Feste.“

Auf Grund seines Ansehens war Hepp von 1924–1933 Vorsitzender des „Vereins württembergischer Staatsforstbeamter“ und in dieser Eigenschaft zugleich Vorsitzender des forstlichen Fachausschusses und Vertreter Württembergs im Reichsforstverband. Kraft dieser Funktionen

¹ Renée Nicole, *28. Mai 1881 Montreux, † 15. Dezember 1965 Stuttgart, Tochter des Pierre Louis Nicole, *1826 Agon-Coutainville in Frankreich, † 1895 Wiesbaden, Theologe und Lehrer für Sprachen, vh. mit Adelaide Amanda Alwine Hansen, *1842, <http://ahnen-gentner.de/person01163.htm>, abgerufen 28. März 2020. Gedankt sei Herrn Christoph Gentner von Theodor Hepp, für diesen und viele andere Hinweise.

² Ernst Adolf Hepp († 1978) war Journalist und Diplomat und ist, nachdem er 1946 bis 1949 Chefredakteur der Zeitung „Christ und Welt“ war, erst nach Chile und 1975 in die USA ausgewandert. Er hat zusammen mit seiner Frau Lebenserinnerungen verfasst: Ernst Hepp/Frances Fulenwider Hepp: *The Dilemma of an American Girl and a German Diplomat*. Boulder 2007; außerdem wird er in offiziellen Werken des Auswärtigen Amtes und in einer Untersuchung über die christliche Nachkriegspresse erwähnt: *Auswärtiges Amt (Hg.): Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes*. Bd. 2: G–K. Bearb. von Gerhard Keiper und Martin Köper. Paderborn 2005, S. 280 und Johannes Hürter (Red.): *Biographisches Handbuch des Auswärtigen Dienstes 1871–1945*. Bd. 5: T–Z, Nachträge. Paderborn 2014, S. 490; Joachim G. Leithäuser: *Reportagen zur Weltgeschichte*. Stuttgart 1964, S. 327. Frances hat sich, meist zusammen mit Ernst Adolf, vor und während des Krieges wiederholt längere Zeit in Reichenberg aufgehalten. Ihr fiel auf, dass fast alle in Reichenberg Schwäbisch sprachen, was sie lange Zeit nicht verstand. Nur ihre Schwiegermutter, das Mamale, sprach Hochdeutsch. Hepp/Fulenwider Hepp (wie Anm. 2), S. 148.

³ Erika, die als Pianistin tätig war, starb im Alter von nur 30 Jahren am 4. Mai 1940. MB vom 6. Mai 1940. Sie hinterließ aus zwei Ehen, die zweite mit dem im Oktober 1943 in Jugoslawien gefallenen Unterweissacher Forstmeister Heiner Koch, zwei Töchter, Ursula (später verheiratete Häffner) und Renate. Vgl. Hepp/Fulenwider Hepp (wie Anm. 2), S. 51, 91, 167, 237.

kämpfte Hepp hartnäckig gegen die Einführung eines schematischen Forstsystems, das in allen Forstbezirken einheitlich praktiziert werden sollte, ohne Rücksicht auf die von der Natur vorgegebene Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit. Der grundsätzliche Streit um die eigenverantwortliche Handhabung einer der Natur angepaßten Forstwirtschaft auf Forstamtssebene hat sich schließlich derart zugespitzt, daß er vom Landtag entschieden werden mußte, und er hat gegen Finanzminister und Forstpräsident entschieden! Diese Entscheidung im Sinne Hepps und seiner Mitarbeiter wurde richtunggebend für die ganze künftige Weiterentwicklung der Forstwirtschaft und hat dieselbe vor naturwidriger Einseitigkeit bewahrt.

Hepp war bis 1933 Mitglied der „Deutschen Volkspartei“ und auch deren Landtagskandidat. Seine Gesinnung machte er deutlich bei der Generalversammlung der Ortsgruppe des Württembergischen Frontkämpferbundes im „Hotel Post“ in Backnang im März 1933, wo er dafür warb, „trotz der gegenwärtigen Hochspannung unsere alte Überparteilichkeit zu wahren.“

Zur NSDAP suchte er keinen Zugang, es haften ihm das Prädikat „politisch nicht zuverlässig“ an. Dank seines Ansehens, das er in allen Kreisen genoß, konnte er damit leben. Wenn Hepp – wie der ansonsten wortkarge Rektor Katz gelegentlich erzählte – nach seinem G'sätzle alten Faßweins zur Mitternachtszeit das Kirchwege entlangschritt und in seinen weithin hörbaren Selbstgesprächen immer wieder das Wort „Grenzzeiger“ in den Mund nahm, hatte der reitende Forstmeister sich in den politisierenden verwandelt. Das „Mamale“ nahm ihn dann unter der Haustür in Empfang mit der lebenswürdigen Ermahnung „Papale, mäßige dich!“

Als politisch unbelastet genoß Hepp große Achtung auch bei der Amerikanischen Militärregierung, weshalb ihm 1945 sämtliche Forstämter im Kreis Backnang unterstellt wurden. Sein mäßiger Einfluß verschonte uns vor manchen Auswüchsen. Als er erreichte, gegen die überhandnehmenden Wildschäden seine Saujagd abhalten

zu dürfen, holten Förster und Jäger ihre versteckten Jagdwaffen hervor (Waffenbesitz war unter schwerste Strafen gestellt!). Als dann der Captain der Militär Regierung mit ganzen zwei Gewehren im „Würzhau“ vorfuhr, war er ziemlich verblüfft, nahm aber die Meldung von Hepp entgegen mit der Bemerkung, „ich glaube, ich kann meine Waffen im Wagen lassen.“ Die Situation war gerettet, die Jagd konnte angeblasen werden.

Hepp wurde 1946 als einziger seines Berufsstandes Mitglied der Verfassungsgebenden Landesversammlung in Württemberg-Baden, am 15. Oktober 1953 erhielt er das Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland, am Abend des 21. November 1953 ist der verdienstvolle Forstmann nach kurzer Krankheit in seiner Reichenberger Wohnung entschlafen.

Zu seinen Ehren hat sein Amtsnachfolger, Forstmeister Müller, Kleinaspach, den beliebten Wanderweg durch den „Eulenberg“ mit den Namen des Heimgegangenen bedacht, auch wurde der von Architekt Otto Nußbaum entworfene, von der Firma Lukas Gläser gebaute und von Kommerzienrat Dr. Dr. Paul Reusch wesentlich geförderte „Theodor-Hepp-Brunnen“ in Gegenwart der Witwe Renée Hepp am 14.11.1954 der Öffentlichkeit übergeben. Mit der durch den „forstlichen Hofacker“ führenden „Theodor-Hepp-Straße“ wollte der Gemeinderat das Gedenken an den letzten Forstmeister in unserer Gemeinde lebendig erhalten.⁴

Zusätzlich erwähnt Zehender, dass Hepp 1929 maßgeblich daran beteiligt war, das jährlich zu Himmelfahrt an der Buch-Eich durchgeführte Fest des Musikvereins Reichenberg zu organisieren. Das passt gut zu dem schon oben beschriebenen jovialen, freundlichen Charakter Hepps. Außerdem wird die Rolle von Hepps Frau Renée, die aus einer frankofonen Familie stammte, beim Einmarsch der Franzosen am Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 hervorgehoben. Frau Hepp konnte mit ihren französischen Sprachkenntnissen damals offenbar manches Unheil verhindern.⁵

⁴ Julius Zehender: Heimatbuch Oppenweiler. Oppenweiler 1992, S. 309, 356, 636 ff. Zehender bezieht sich in eigenen, hier nicht wiedergegebenen Fußnoten auf: Walter Gayer: Theodor Hepp. – In: Peter Weidenbach (Hg.): Biographie bedeutender Forstleute aus Baden-Württemberg. Stuttgart 1980 (= Schriften der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg 55), S. 251 ff. BKZ 4.3.1933. Anwesenheitszeuge: Gemeinde-Inspektor Zehender (bezieht sich auf die Saujagd). Gemeint ist übrigens nicht die Backnanger Kreiszeitung vom 4. März 1933, sondern der Murraltbote dieses Datums.

⁵ Zehender (wie Anm. 4), S. 309, 356.

Zu Hepps Aufgaben als Forstmeister gehörte es auch, Wilderei zu bekämpfen. Insbesondere in den ersten Jahren der Weimarer Republik, also zu Beginn von Hepps Zeit in Reichenberg, gleich nach seiner Rückkehr aus dem Krieg, nahm das Wildern gefährliche Dimensionen an. Mehrere Förster waren von Wilderern erschossen worden (wenn auch wohl nicht im Gebiet des Forstamts Reichenberg, obwohl auch dort viel gewildert wurde). Man fand Fallen und Schlingen und darin verendetes Wild. Mehrere Personen gerieten in Verdacht. Einer, der als riesenhafter Kerl von enormer Körperkraft beschrieben wird, drohte, als er in einer nahe gelegenen Wirtschaft zu viel getrunken hatte, er werde den Forstmeister schon kriegen. Als man wenig später ein eben verendetes Reh in einer Schlinge fand, beschloss Hepp zu handeln und lauerte zusammen mit mehreren anderen Forstleuten dem Wilderer und dessen Sohn auf, die auf frischer Tat ertappt und mit vorgehaltener Waffe verhaftet werden konnten. Die Verhafteten sollten, bevor sie in ein reguläres Gefängnis gebracht werden konnten, auf der Burg Reichenberg untergebracht werden, wogegen sie aber heftigen Protest einlegten: Dort spuke es, sie wollten auf keinen Fall dort bleiben. Der damals 13 Jahre alte Sohn des Forstmeisters, Ernst Adolf,⁶ bekam mit, was sich abspielte, fuhr nach Backnang und ließ dort bei einem befreundeten Arzt einen Totenschädel aus. Zusammen mit einem Freund inszenierte der Junge in der Nacht einen grausigen Gespensterauftritt. Am nächsten Morgen waren der Wilderer und sein Sohn gebrochene Leute, die vor Angst schlotterten. Ihr Zustand wurde noch schlimmer, als sich in der nächsten Nacht der Spuk wiederholte. Die beiden Wilderer waren nun nervlich so am Ende, dass sie den Forstmeister auf den Knien um Vergebung anflehten und nie wieder wilderten – im Gegenteil: Sie brachten, solange sie lebten, jedes Jahr ein Weihnachtsgeschenk.⁷

Eine Angewohnheit von Hepp wird noch heute in Oppenweiler erzählt, nämlich, dass er öfters, wenn er etwas zu viel getrunken hatte, auf

sein Pferd vertraute, das ihn immer sicher heimgebracht hätte. Dies wird ausdrücklich von seinem Sohn bestätigt, der in seinem Buch ergänzt, der Forstmeister habe eben deshalb niemals ein Dienstauro gewollt, sondern sei immer mit dem Dienstpferd zufrieden gewesen. Nur einmal in über 20 Jahren habe es eine Panne gegeben, und das aus unbekanntem Grund desorientierte Pferd sei nicht zu Hepps Haus gegangen, sondern durch die Eingangstür der katholischen Kirche, wo man den Forstmeister dann schlafend gefunden habe. Gefährlich bei den abendlichen Ritten sei gewesen, dass Hepp seinem Hass auf Hitler immer wieder lautstark Ausdruck gegeben habe: *Dieses Schwein, dieser dreckige Hund, dieser Kriminelle!* In der Regel wurde Hepp von seinen Reichenbergern nicht denunziert. Nur einmal landete er vor der Gestapo, wie noch näher zu zeigen sein wird.⁸

1934 hatte Ernst Adolf Hepp, der mit einer Amerikanerin verheiratet war und nach mehrjährigem Aufenthalt in den USA als Journalist beste Kontakte zu wichtigen US-Amerikanern hatte, eine Amerikareise für seine Eltern arrangiert. Gifford Pinchot (1865 bis 1946), der Gouverneur von Pennsylvania, wollte Hepp senior als Forstfachmann in die USA holen, um die dortigen Wälder nutzbringend bewirtschaften zu können. Theodor Hepp war aber vom Zustand des pennsylvanischen, hauptsächlich aus Buschwerk bestehenden Waldes nicht angetan. Er meinte, es würde Generationen dauern, bis der Wald hochgebracht würde, und kehrte wieder nach Reichenberg zurück.⁹

Eine beeindruckende, zugleich im wahrsten Sinne des Wortes abschließende Episode hat Julius Zehender im Gespräch mitgeteilt. Er habe im November 1953 unerwartet einen Telefonanruf von Hepp erhalten. Hepp habe ganz sachlich mitgeteilt, er sterbe jetzt, und wenn Zehender ihn noch sehen wolle, solle er gleich vorbeikommen. Zehender habe Hepp beruhigen wollen, so schlimm könne es doch nicht sein, aber der habe auf seiner Ankündigung beharrt. Zehender habe

⁶ Das Ganze muss sich also ca. 1919 abgespielt haben: Ernst Adolf Hepp war 1906 geboren.

⁷ Hepp/Fulenwider Hepp (wie Anm. 2), S. 37. Der befreundete Arzt war zweifellos Dr. Alfred Bosler (1890 bis 1954). Vgl. zu ihm: Karlmann Maier: Vom Aderlaß zum Laserstrahl. Chronik der ärztlichen Versorgung im ländlichen Raum am Beispiel des Oberamtes Backnang. Backnang 1993, S. 159 f.

⁸ Hepp/Fulenwider Hepp (wie Anm. 2), S. 170. Vgl. auch unten die Rede von Ursula Häffner und die Anm. 16.

⁹ Hepp/Fulenwider Hepp (wie Anm. 2), S. 170 f.



Theodor Hepp zu Pferd in den 1940er-Jahren. Als „reitender Forstmeister“ war er weithin bekannt.

sich dann gleich zu Hepp begeben, wo der tatsächlich gestorben war, wie angekündigt.¹⁰ Hepp war an Leukämie erkrankt. Sein Sohn war angesichts des nahenden Todes kurz vorher aus Chile angereist und konnte den Schwerkranken, der von seiner Frau gepflegt worden war, noch in den letzten Tagen begleiten. Die Beerdigung des allseits beliebten Mannes war von Hunderten von Menschen besucht, die Straße von Reichenberg zum Friedhof in Oppenweiler wegen des Trauerzugs für den Verkehr gesperrt.¹¹

Die Erinnerungen von Hepps Enkelin
Ursula G. Häffner

Die bisherigen Nachrichten über Hepp werden trefflich ergänzt durch Mitteilungen von dessen Enkelin Ursula G. Häffner, die – nachdem sie viele Jahre in Stuttgart ansässig war – seit Langem wieder in Oppenweiler wohnt. Sie hat für die vorliegende Veröffentlichung einen ausführlichen Text verfasst, den wir unverändert wiedergeben:

Forstmeister Theodor Hepp (15. Nov. 1876 bis 21. Nov. 1953). Das „Papale“.

1. *Mein Großvater hat in meinem Leben schon früh eine wichtige Rolle gespielt. Mein Vater, ein strammer Nazi,¹² hatte kurz nach dem von ihm verschuldeten Tod meiner Mutter das Sorgerecht für mich erstritten. Nach zwei langen Jahren gelang es endlich meinen Großeltern, mich aufgrund von Kindesmisshandlung zurückzubekommen. Ich sehe es noch heute vor mir: eine Pflagemutter war mit mir 1942 unterwegs zu einer Sägemühle bei Sigmaringen, als ein Junge uns nachgerannt kam, jemand wolle sie sprechen. „Das ist mein Großvater, der holt mich!“ rief ich fröhlich. Und so war es (ich hatte es in der Nacht geträumt). Zuerst mit der Bahn, dann mit der geschmückten Kutsche wurde ich Achtjährige nach Reichenberg gebracht, Reichenberg, das Paradies! Ich war glücklich nach zwei schlimmen Jahren.¹³*

2. *Mein Großvater, zusammen mit meiner Großmutter, allerseits „Mamale“ und „Papale“*

genannt, vermochte es tatsächlich, das Reichenberger Paradies über das Kriegsende hinweg und die Nachkriegszeit zu erhalten. Weil ihm ein „Dienstpferd“ samt Stallungen und Pferdekehnt zur Verfügung stand, hatte er vorausschauend Ziegen (für Ziegenmilch) und ein Schwein angeschafft, dazu einen Acker gepachtet, alles zur Selbstversorgung in Kriegszeiten. Zum Forstamt gehörte auch ein riesiger Garten mit Obst und Beeren. Ich durfte ihm immer beim Pflanzen und Kultivieren von Gemüse aller Art helfen. Wir hatten sogar im Reichenberger Keuperboden Spargel. Verwandte aus Stuttgart bekamen bei Besuchen regelmäßig Wurst Dosen und auch selbstgebackenes Bauernbrot geschenkt.

3. *Höhepunkte im Kinderleben waren Sonntagsausflüge mit der Kutsche oder im Jagdwagen zum „Hüttle“, der Mönchshütte, wo es dann Kaffee und Kuchen gab. Die Mönchshütte, nahe beim Warthof, der Sage nach früher die Klausen eines Eremiten, hatte für uns Kinder immer etwas Geheimnisvolles; es gab dort Blumen, Orchideen, die sonst nirgends zu finden waren, Bäume im Wald zum Klettern, Verstecken und einen Unterstand fürs Wetschießen der Jäger. Dieses „Hüttle“ sollte am Kriegsende für uns sogar für einige Wochen zum Zuhause werden. Weil im Reichenberger Schloss SS-Einheiten stationiert waren, befürchtete mein Großvater, dass Reichenberg das gleiche Schicksal wie Löwenstein erleiden müsste, das von Bombenangriffen ganz zerstört worden war. Glücklicherweise zogen die Soldaten ab, so dass wir ins unzerstörte Forsthaus zurückkehren konnten.*

4. *Für mich war mein Großvater immer der Fels in der Brandung: gerecht, fürsorglich um das Wohl der ihm anvertrauten Menschen besorgt, großzügig, ein Optimist, mit unerschütterlichem Gottvertrauen. Ein häufiger Ausspruch von ihm lautete: „Das Glück ist dem Tüchtigen hold.“ Während der Woche entschwand er immer nach dem Frühstück in seine Kanzlei im Erdgeschoss zu Verwaltungsarbeiten oder zu Besprechungen mit seinen Revierförstern. Oft ritt er hoch zu Ross in seinen geliebten Wald oder fuhr zu Holz-*

¹⁰ Mitteilung Zehenders im Gespräch mit Gerhard Fritz, ca. 2010.

¹¹ Hepp/Fulenwider Hepp (wie Anm. 2), S. 435 bis 438.

¹² Ursula Häffners Vater war Musiklehrer in Tuttlingen, der sich heftig für die NSDAP engagiert habe, nicht zuletzt aus Karrieregründen. Er sei aber nicht, wie Hepp/Fulenwider Hepp (wie Anm. 2), S. 168, berichten, Kreisleiter gewesen.

¹³ Der Sachverhalt wird auch beschrieben bei Hepp/Fulenwider Hepp (wie Anm. 2), S. 150 und 168. Demnach war Ursulas Vater Kreisleiter in einer Stadt nahe dem Bodensee.

verkäufen. Er war ja bis zum Alter von 72 Jahren im Amt, bis endlich 1948 die Forstleute wieder aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrten.

5. Gastfreundschaft und soziale Kontakte waren ein Lebenselixier für ihn. Reichenberg war der Mittelpunkt für die ganze Verwandtschaft. Dazu trug ganz besonders auch meine Großmutter bei, charmant, interessiert, eine Französin, in Lausanne aufgewachsen. Nach dem Krieg verkehrten bei uns in Reichenberg viele für den Wiederaufbau später wichtige Personen, z. B. Eugen Gerstenmaier,¹⁴ damals Leiter des Evangelischen Hilfswerks in Stuttgart, oder Kollegen des Sohnes Ernst Hepp, Journalist und ehemaliger Diplomat, der 1948 in Stuttgart „Christ & Welt“ gründete. Ich weiß noch, wie er mir eines Tages verriet: „Jetzt weiß ich, wie die Wochenzeitung heißen soll: ‚Christ & Welt‘.“¹⁵

Mein Großvater war Mitglied des Kreistags und brachte seine Erfahrung und Weitsicht ein als Mitglied der „Verfassungsgebenden Landesversammlung in Württemberg-Baden“. Als Backfisch profitierte auch ich von der sprichwörtlichen Gastlichkeit, ich durfte Hausbälle veranstalten; ebenso war Hausmusik ein regelmäßiger Bestandteil des Lebens oder auch Bridge-Spielabende mit Freunden.

6. Nach der Pensionierung beschäftigte sich mein Großvater ausführlich mit dem Leben der „Seherin von Prevorst“, die ja zeitweise im Hause des Arztes und Dichters Justinus Kerner in Weinsberg gelebt hatte. Leider hatte ich nach dem Abitur eine Au-pair-Stelle in der Nähe von London angenommen, als „Papale“ am 21. November 1953 mit 77 Jahren starb. Wenigstens hatte ich ihm zu seinem Geburtstag kurz vorher noch einen Brief geschrieben, in dem ich all das zusammenfasste, was er für mich immer bedeutet hatte.

Neben diesen sehr persönlichen Ausführungen, die gleichwohl das Charakterbild Hepps und seiner Frau in hervorragender Weise abrunden, hat Frau Häffner auch den Text der Rede zur Verfügung gestellt, die sie am 26. Oktober 2018 anlässlich der Einweihung des Reliefs am Hepp-Brunnen gehalten hat. In dieser Rede werden verschiedene hochpolitische Aspekte erwähnt, die es verdienen, festgehalten zu werden:

Ich freue mich, dass ich heute Gelegenheit habe, den Ehrenamtlichen von Strümpfelbach zu danken, die sich seit Jahren um den Theodor-Hepp-Brunnen kümmern. Ich weiß nicht, ob der Brunnen noch so existieren würde, hätten Sie sich nicht so engagiert, vielen Dank!

Zu den beruflichen Qualitäten meines Großvaters haben wir gerade von Forstdirektor Röhrs einiges gehört – ich kann nur berichten, wie ich ihn als Kind und Jugendliche erlebt habe und was er uns aus seinem Leben erzählt hat. Ich weiß z. Bsp. nur, dass er immer gegen Monokulturen wettete. Eine Folge der Fichtenmonokultur zeigte sich ja nach dem 2. Weltkrieg im Plattenwald, der ganz dem Borkenkäfer zum Opfer fiel. Man machte allerdings das Beste daraus, indem man für die vielen Flüchtlinge damals auf dem ehemaligen Waldgelände die Plattenwaldsiedlung erbaute.

Ich habe meinen Großvater als Patriarch im besten Sinn erlebt, vorausschauend, besorgt um das Wohl der ihm anvertrauten Menschen, ein Optimist mit unerschütterlichem Gottvertrauen. Wie man auch im Oppenweiler Heimatbuch nachlesen kann, gelang es ihm am Ende des 1. Weltkrieges als einfachem Hauptmann, eine Division aus Mazedonien durch inzwischen feindliche Balkanländer in voller Ausrüstung nach Deutschland zurückzuführen.

¹⁴ Eugen Gerstenmaier (1906 bis 1986) war während des Zweiten Weltkrieges Mitglied des Kreisauer Kreises, einem Zentrum des Widerstandes gegen Hitler. Nach dem Krieg spielte er eine bedeutende Rolle als Politiker in der CDU und war von 1954 bis 1969 Bundestagspräsident.

¹⁵ Ernst Adolf Hepps Tätigkeit als Herausgeber von „Christ und Welt“ endete abrupt, als er am 25. September 1948 einen umfangreichen Artikel über den von Hitler angeordneten Mord an Generalfeldmarschall Erwin Rommel (1891 bis 1944) veröffentlichte – den ersten Artikel überhaupt, der die Hintergründe des Mordes der deutschen Öffentlichkeit bekannt machte. Da in dem Artikel Fotos von Rommel in Uniform, außerdem Fotos von Hitler und Mussolini vorhanden waren, erregte dies den Zorn des amerikanischen Colonel Henderson von der „Information Control Division“ (Propaganda- und Zensurabteilung in der amerikanischen Besatzungszone). Henderson war der Meinung, damit betreibe „Christ und Welt“ Nazi-Propaganda, denn es sei verboten, Fotos deutscher Generäle in Uniform oder gar Fotos von Hitler und Mussolini zu veröffentlichen. Henderson, der den Artikel offenbar nicht einmal gelesen, sondern nur die Fotos angeschaut hatte, bewirkte, nachdem er den vorgeladenen Hepp regelrecht niedergebrüllt hatte, dass dieser bei „Christ und Welt“ sofort entlassen wurde. US-General Lucius D. Clay (1898 bis 1978) löste zwar ein halbes Jahr später die ICD auf, aber da hatte sich Hepp junior bereits entschlossen, Deutschland zu verlassen. Vgl. Hepp/Fulenwider Hepp (wie Anm. 2). S. 436 bis 440.

Zumindest in seiner Jugend muss er auch attraktiv gewirkt haben. Man nannte ihn allenthalben den „schönen Theo“. Als ganz junger Forstassessor hat er die letzte Königin zur Tierbeobachtung auf den Anstand im Schönbuch bei Bebenhausen geführt. Von 1915 bis 1948 wirkte er als Forstmeister in Reichenberg. Aber beinahe wäre seine Laufbahn und vielleicht sein Leben schon früh zu Ende gewesen. Als nämlich die Forstleute 1934 bei einem ihrer regelmäßigen Treffen, Forstkranz genannt, in Stuttgart gerade fröhliche Jägerlieder sangen, öffnete sich die Tür und eine Abteilung SA-Leute kam herein. Ob sie sich dazusetzen dürften, fragten sie. Das wurde gestattet. Am Ende fragte der Anführer meinen Großvater: „Wie war doch Ihr Name? Hepp? Dann kommen Sie morgen früh in mein Büro“. Dort zeigte der Gauleiter ihm das Aktenbündel, das von ihm angelegt worden war – und verbrannte es vor seinen Augen. Sechs Wochen später wurde dieser im Rahmen – ich glaube – des Röhmputsches selbst liquidiert.¹⁶ Später hat

wohl auch in Oppenweiler ein anständiger Ortsgruppenleiter mit Namen Beck ihn nicht weiter denunziert. Denn mein Großvater machte keinen Hehl aus seiner Aversion gegen Hitler. Er hat vorausgesehen, dass Hitlers Politik in einen nicht zu gewinnenden Krieg führen würde. Er war voller Zorn auf „diesen Verbrecher“. Meine Großmutter versuchte dann immer ihn zu beruhigen, wenn er so laut wurde. Wir wussten eben auch Bescheid über die Verbrechen an den jüdischen Mitbürgern – durch seinen Sohn Ernst Hepp, damals Presseattaché der deutschen Botschaft in Washington.¹⁷

Ich freue mich, dass jetzt das Bronze-Relief meines Großvaters seine Gedenktafel ergänzt. Immer, wenn ich beim Spaziergehen vorbeikam, fehlte mir ein Bild von ihm, damit man sich unter dem Namen etwas vorstellen kann. Aber wie sollte es aussehen, damit es nicht einläßt zum Zerstören oder Zerkratzen? In dieser Situation hat mich Herr Puric beraten, der es auch gestern hier einzementiert hat. Vielen Dank, Herr

¹⁶ Bei Hepp/Fulenwider Hepp (wie Anm. 2), S. 171 f., wird der Vorfall folgendermaßen beschrieben: Nach seiner Reise in die USA im Juni 1934 kehrte Theodor Hepp wieder nach Oppenweiler-Reichenberg zurück: *When Papale arrived back in Reichenberg, he was in for an unpleasant surprise. The maid was the first one to tell them, then his forest ranger, Schenk, then neighbors and close friends, although they had all been sworn to secrecy, and had been threatened that they would risk their necks if they said anything to him: The Gestapo had interrogated all the people who were close to the Forstmeister. He had always felt secure among his people and never thought that they would squeal on him. A close friend, another forester, called him by phone to say, "Something is afoot against you. I don't know what it is, but I hear that you are going to be taken to the Heuberg (a concentration camp). I can only give you the advice to go immediately to Gestapo headquarters in Stuttgart, and try to see the highest officials there. Better take the bull by the horns and find out what it is and what you can do about it. The matter is urgent and serious."* [...] *He now went to Gestapo headquarters in Stuttgart and asked to see the chief. He was soon admitted. To his enormous surprise, the man who stood before him, and who made the life and death decisions in this state, turned out to be a former captain in one of the batteries Papale had commanded in Macedonia. This man greeted him in a friendly way, and said. "Herr Forstmeister, I have your files here. As you can see, the records are voluminous. You have made very insulting statements against the Führer. Your anti-Nazi views are well known. What we have is enough to put you in a concentration camp for many years." "But," he continued after a pause, "I cannot force myself to do what I am supposed to do. I admired and respected you during the last war as a just and brave man, a man loved by every soldier under your command. I will never forget how you stood in the middle of that swaying, half bombed-out bridge over a deep gorge in the mountains during the retreat, risking your life until the last gun, horse, and man had passed over. No, I cannot do it. But I warn you; I cannot help you a second time. Be more careful, and don't abuse my feelings for you." With that, he took sheet after sheet from that file, tore them in two, threw them into the fire-place of his office, and made a bonfire of the pile until the last scrap of paper had disappeared. They shook hand; Papale thanked him and left. This Gestapo chief was later arrested and executed by the Nazis. He reportedly belonged to the conspiracy against Hitler known as the "Roehm Purge".* Wer der hilfreiche Gestapo-Mann war, wird nicht gesagt. Es müsste sich um Hermann Mattheiß (1893 bis 1934) handeln, der aus der SA hervorgegangen war und 1934 Chef der politischen Polizei in Stuttgart war. Mattheiß wurde im Rahmen der Röhm-Affäre als einziger führender Nazi Württembergs ermordet. Vgl. Roland Müller: Stuttgart zur Zeit des Nationalsozialismus. Stuttgart 1988, S. 278 f. Tatsächlich war Mattheiß aber nie in Mazedonien, sondern immer nur an der Westfront. Mitteilung von Wolfgang Mährle, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, vom 7. Mai 2020 nach Durchsicht von M430/3, Bü 7334. Es gibt demnach zwei Möglichkeiten: Entweder handelt es sich gar nicht um Mattheiß, sondern um einen unbekanntem Gestapo-Mann. Das passt aber nicht mit der Mitteilung zusammen, dass Theodor Hepps Gestapo-Mann in der Röhm-Affäre umgebracht worden sein soll. Dies trifft nur für Mattheiß zu. Oder aber, und das scheint wahrscheinlicher: Ernst Hepps Mitteilung ist ungenau und die Bewunderung des Gestapo-Mannes für Hepp resultiert aus Erfahrungen an der Westfront zwischen 1914 und 1916, nicht auf Erfahrungen in Mazedonien.

¹⁷ Hepp/Fulenwider Hepp (wie Anm. 2), S. 158 bis 161, beschreiben auch, wie ca. 1942 Hepps Förster Schenk, der als Soldat an der Ostfront war, bei einem Heimaturlaub davon berichtete, er habe bei der Ermordung aller Einwohner eines Dorfes zusehen müssen, weil er den befehlshabenden Gestapo-Führer habe überzeugen wollen, dass es sich um anständige Dörfler handelte. Schenk war beim Erzählen der grausigen Geschichte nervlich völlig erschüttert.

Puric! Es zeigt ihn hoch zu Ross, wie er immer in seinen „Reichenberger Forst“ geritten ist, bis die Forstleute nach dem Krieg 1948 zurückkamen. Übrigens auch vom Vater meines Großvaters, Forstmeister in Hirsau, gibt es eine Gedenkstätte im dortigen Schweinbachtal, ein Findlingsfels mit Gedenktafel. Und ich freue mich sehr, dass mein Wunschbild Realität geworden ist. Den Ehrenamtlichen, Frau Weller, nochmals vielen Dank für Ihr jahrelanges ständiges Engagement hier am Hepp-Brunnen – und Ihnen, Herr Röhrs, vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben, heute das Bronze-Relief einzuweihe.

Ein Geburtstagsgedicht als Geschichtsquelle

Anlässlich des 70. Geburtstags von Hepp am 15. November 1946 wurde der hochgeachtete Mann von seinem Freund, dem Backnanger Arzt Dr. Alfred Bosler, mit einem Gedicht geehrt.¹⁸

Das Gedicht ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Zum einen ist es ein rares Dokument der Dichtkunst eines Mediziners. Die Anklänge zur Odyssee Homers sind unübersehbar. Offenbar war einem Arzt, der ähnlich alt wie Hepp war, vom Gymnasium her der Umgang mit Versmaß und Metrum vollkommen geläufig, sodass Bosler völlig selbstverständlich in Hexametern formulieren konnte, und offenbar war der Arzt in der Odyssee gedanklich zu Hause. Das Gedicht ist zum andern darüber hinaus auch ein wichtiges Dokument einer Festkultur mit hohem intellektuellem Anspruch, die der heutigen, intellektuell offenbar verflachten Zeit völlig fremd geworden ist. Außerdem enthält das Gedicht durchaus auch Informationen über Hepps Leben, die anderswo nicht überliefert sind. Wir geben das Gedicht also sowohl als Dokument einer heutzutage völlig verschwundenen Sprachbeherrschung auch außerhalb von Literatenkreisen als auch als Dokument über Hepps Leben wieder:

Dem lieben Freund H e p p zum 70. Geburtstag

*Nenne mir Muse, den rüstigen Recken des Reichenbergs,
der trutzig ragenden Feste zu Häupten des Murrals.
Heute steht er betagt, doch ungebeugt von den Jahren
Auf dem Söller der Burg und schaut über Berge und Wälder,
seinen Wald, den er hegt und liebt nun schon seit Jahrzehnten.
Denn es sollte der Forstmann zu häufig sein Forstamt nicht wechseln;
Langsam nur wachsen die Wälder und fordern Geduld und Beharren.
Doch sie danken es auch dem treuen Heger und Pfleger,
Und beglücken mit ihrer Schönheit die Täler und Höhen.
Heute steht er besinnlich und blickt zurück auf die Zeiten,
Hin auf Glück und Leid, die verschlungenen Wege des Schicksals.
Fern unter Schwarzwaldtannen stand einst die Wiege des Knaben
Und die würzige Luft erfrischt seine blühende Jugend,
Daß er munter gedieh zur Freude der Eltern und Brüder
Und der freundlichen Schwester und des Ahnherrn der mächtigen Zecher.
Doch es plagt oft auch der Übermut keckliche Knaben,
Daß sie Äpfel stehlen vom Baum des begüterten Nachbars;
Oder es reizen die Jagdlust im Bach die muntern Forellen
Und sie fragen nicht erst nach dem Recht des Besitzers.
Doch in Fällen wie diesem, da schneidet ein liebender Vater
An dem Bach eine Weide und übet die Pflicht des Erziehers.
Bald auch wandert das Bürschlein nach Calw in die höhere Schule,
Lernt die Gründe der Weisheit, Latein und auch Mathematik,*

¹⁸ Das auf dünnes Durchschlagpapier geschriebene Gedicht wurde dem Herausgeber am 29. April 2020 von Forstdirektor i. R. Helm-Eckard Hink, Backnang, übergeben. Es wird im Folgenden wörtlich wiedergegeben.



Theodor Hepp
um 1950
(Ölbild von
Oskar Kreibich).



Renée Hepp
um 1955
(Ölbild von
Oskar Kreibich).

*Bis den Schüler zog nach Stuttgart das höhere Streben,
Wo vom alten Gymnasium Illustre der Humanisten
Neu ein Reales sich abzweigt als Hort für die schwächeren Schüler.
Leicht erlangt er die Reife. Er war nun ein stattlicher Jüngling
Rank und schlank mit blondem Gelock und sprossendem Bärtchen,
Daß manche liebliche Jungfrau ihn streift mit verstohlenem Blicke.
Doch ihm lag zur Wissenschaft nur die Liebe im Blute
Und im Wald, in dem er geboren. So wurde er Forstmann.
Sehet, es liegt inmitten des Schwabenlandes ein Städtchen
Tübingen heisst es, und höher schlagen die Herzen
Alter Studenten beim Klange des Namens. Dort baut sich
Hoch über Fluss und P[lat]anen die Burg mit Türmen und Zinnen.
Und in den krummen Gassen summt ein eigenes Völkchen.
Ernst bei Tage, die Mappe am Arm, bemüht und bebändert,
Doch wenn der Abend sich senkt und Nebel die Täler durchfluten,
Flutet der Geist in sie ein, der süßige Wecker der Geister
Und in Hallen und Strassen erhebt sich ein mächtiges Brausen.
Schnell fand unser Freund sich zurecht in der neuen Umgebung,
In den Sälen der Weisheit und an den Quellen des Suffes
Auf der Igel¹⁹ hochragender Burg, die weithin ins Land schaut
Und im dämmrigen Schwärzloch, der Höhle trinkfester Knaben.
Hier wie dort erstrahlte sein Ruhm als König der Zecher.
Freunde, erlaßt es mir, im einzelnen alles zu schildern,
Wie nach all den gewaltigen Taten studentischer Jugend
Sei's im schwäbischen Bund, sei's in Münchens trunkenem Fasching
Er zur richtigen Zeit die Prüfung mit Ehren bestanden,
Wie sofort der Staat den tüchtigen jungen Beamten
Schickt in Entringens Forst, in des Albtraufs lauschtige Wälder,
Daß er mehre den Wald und schieße die Rehe und Hasen.
Aber besingen will ich, und daran soll niemand mich hindern,
Wie die Göttin der Liebe das Herz ihm mächtig gerührt hat.*

¹⁹ Hepp wurde im Sommersemester 1895 bei der Tübinger Verbindung „Igel“ aktiv. Der Igel war (und ist) eine nicht farben-tragende, nicht schlagende Verbindung. Es handelte sich um eine bewusste Abstinenz von den damals üblichen studentischen Gebräuchen, die vom Igel kritisch gesehen wurden. Für die Informationen zu Hepps Mitgliedschaft im „Igel“ danke ich Hartmann Kilger, Tübingen.

Aphrodite, die hehre, sie stieg herab vom Olympos,
 Wie die unsterblichen Götter dies je und je schon betrieben,
 In der Gestalt einer irdischen Jungfrau, Renée war ihr Name.
 So erschien sie dem Helden, Da war's geschehen um diesen,
 Liebt und freit sie zur Stunde, und niemals sollt es ihn reuen.
 Eng verschlungen schritten sie nun durch die grünen Wälder
 Und durch den Garten am Haus, den Spender köstlicher Nahrung.
 Lebend lehrte er sie, die Städterin, die Künste des Landbaus,
 Sie im Wechselgeschenk zaubert die Schönheit ins Haus.
 Kinder blühten heran, es waren glückliche Zeiten.
 Gross stand und mächtig das Reich und schien auf ewig gesichert.
 Doch es trügte der Schein, schon ballten finstere Wolken
 Drohend sich in Ost und West und über den Meeren
 Und gewaltig entlud sich im Weltbrand das Schlachtengewitter.
 Jedermann eilte zur Front. Da rissest auch Du, mein Freund, Dich
 Los von Weib und Kind und des Friedens lieben Beruf,
 Zogst nach Frankreich hinein und schicktest aus stählernen Rohren
 Scharf und sicher Verderben über die Feinde.
 Bald erkannte dann auch des Heeres oberste Leitung,
 Welche ein Held hier heranreift und welche ein Strategie;
 Schickt ihn alsbald an der Front verwundbarste Stelle,
 Wo ein gefährlicher Kampf entflammt in den Schluchten des Balkans.
 Wunder geschahen hier an Kühnheit, Umsicht und Schläue
 Gegen den mächtigen Feind, im Bund mit schwachen Genossen,
 Daß noch lange hernach ein unerschöpfliches Thema
 War bei Trunk und Gespräch der Macedonische Feldzug.
 Lassen wir diesen für heut und freuen uns lieber der Heimkehr
 Wie er endlich zurücke sich fand mit geretteter Mannschaft.
 Ja, er kehrte zurück in die neue Heimat im Murrthal,
 Wo gelehnt an die trutzige Burg ein stattliches Forsthaus
 Ihn empfing, dahinter ein Garten voll Wunder
 Und eine mächtige Scheuer für Pferde, Schweine und Ziegen
 – Ja es kamen aus Friedland selbst Schafe und ließen sich melken – .
 Und wie einst in wogender Schlacht umringt von den Feinden
 Er die Stellung gehalten, so sprach er jetzt zu sich selber:
 So, hier bin ich, hier bleib ich, und keiner soll mich vertreiben.
 Es war wie ein Schwur, und zum Zeichen pflanzte er ein Bäumchen,
 Weit überm Meere geholt aus kalifornischen Wäldern.
 Dieses wuchs und gedieh und streckte sich mächtig zur Sonne
 Edel und herrlich vom Wuchs, der Flamme der Kerze vergleichbar.
 Und er möge noch spät den fernem Geschlechtern verkünden
 Von dem Forstmann Theodor Hepp in Reichenbergs Wäldern,
 Wie im Hirsauer Tann der Hepp-Stein vom tüchtigen Vater.
 Laßt es, Freunde, genug sein der Worte, sonst gibt's ein Geprägel.
 Euch gelüftet's nach Wein, nach dem würzigen Duft der Importen,
 Nach den Listen und Strichen des beutebringenden Skatspiels,
 Laßt uns preisen den Alten im Schmuck seiner siebenzig Jahre,
 Der im Frieden noch oft mit dem Gegner die Klinge gekreuzet
 Als der führende Mann der Höheren Staatsforstbeamten,
 Der dem Lande nach gab zum Schluss Gesetz und Verfassung,

*Und bei Mühe und Ernst doch nie den Frohsinn verbannte
Nicht dem Wein noch dem Weib noch gar dem Gesange entsagte.
Lasst uns feiern den Freund, den Helden des heutigen Festes,
Ihn und die Gattin zugleich, die Edle, die schönste der Frauen
Sie und dem Sohn und die Tochter, die heut aus der Ferne sich hersehnt,
Und die liebliche Schar der Enkel, der Hüter der Zukunft.
Laßt uns heben das Glas zum glückhaften brausenden Heilruf.*

(Dr. med. Alfred Bosler, Backnang)²⁰

[handschriftlich nachgetragen:] † 31.12.1954.

Kommentierte Edition der Texte von Hepp

Die Aufzeichnungen Hepps

Zum Glück gibt es schriftliche Hinterlassenschaften von Hepp, die weit über das im Heimatbuch Oppenweiler und von seinem Sohn Ernst Adolf, dessen Ehefrau Frances und seiner Enkelin Ursula G. Häffner Gesagte sowie über das Gedicht von Dr. Bosler hinausgehen. Ein zentraler Bericht Hepps wurde, versehen mit der Überschrift *Kriegsberichte aus dem ersten Weltkrieg, gesammelt aus seinen Briefen an seine Frau Renée Hepp*, im Jahre 2014 ins Internet gestellt.²¹ Diese ins Internet gestellte Abschrift ist eine gekürzte Fassung eines maschinenschriftlichen Skripts, das von Christoph Gentner, einem Urenkel Hepps, zur Verfügung gestellt wurde. Das maschinenschriftliche Skript, basierend auf handschriftlichen Aufzeichnungen, die Theodor Hepp in seinem letzten Lebensjahr für seinen Sohn angefertigt hat, enthält neben einer ausführlichen Einführung von Hepps Frau Renée („Mamale“) insbesondere die Darstellung des Elternhauses und der Kindheit, Jugend und ersten Berufsjahre Theodor Hepps – Teile, die in der Internetversion fehlen. In der Einführung erläutert Renée Hepp auch, wie und wann der nachfolgende Text entstanden ist, nämlich im letzten Lebensjahr des Forstmeisters, der seinem Sohn Ernst eine Darstellung seines Lebens liefern wollte. Grundlage der nachfolgenden Edition ist die maschinenschriftliche

Fassung, nicht die Internetversion. Leider fehlen die meisten der von Hepp im handschriftlichen Originaltext erwähnten Karten und Abbildungen. Verschiedene Fotos, die der Internetfassung beigelegt waren, sind im Folgenden ebenfalls enthalten. Zusätzlich wurden zur Erklärung der geografischen und militärischen Verhältnisse mehrere Landkarten eingefügt.

Die der maschinenschriftlichen Fassung zugrunde liegenden handschriftlichen Originaldokumente, die in Stuttgart aufbewahrt worden waren, sind mittlerweile nicht mehr erhalten. Für die Veröffentlichung im Backnanger Jahrbuch wurden Hepps im Folgenden abgedruckte Aufzeichnungen wörtlich übernommen.

Die maschinenschriftlichen Dokumente sind also die einzige noch erhaltene Variante dieser schriftlichen Quelle aus der Feder von Hepp. Da insbesondere die militärischen Teile der Texte viele militärspezifische und militärpolitische Details enthalten, die heute – von wenigen Fachleuten abgesehen – kein Mensch mehr kennt, wurden Hepps Ausführungen vom Herausgeber mit Erläuterungen und Kommentaren versehen. Solche Erläuterungen waren auch erforderlich, da man die zahlreichen geografischen Nennungen nicht als allgemein bekannt voraussetzen kann. Das gilt schon für die bei Kriegsbeginn 1914 genannten Orte im Elsass, und das gilt noch mehr für die vielen Orte in Mazedonien und sonst auf dem Balkan, wo Hepp einen großen Teil des Krieges verbrachte. In der maßgeblichen, 2019 erschienenen Untersuchung von Bernhard

²⁰ Zu Bosler: Maier (wie Anm. 7), S. 159 f.

²¹ Hepps Bericht: <http://www.europeana1914-1918.eu/attachments/59903/5385.59903.full.pdf>.

Bachinger zum Krieg an der Saloniki-Front 1915 bis 1918 wurde mehrfach und mit längeren Zitate auf Hepps Text zurückgegriffen.²²

Aber Hepps Text ist nicht nur militärgeschichtlich von großer Bedeutung. Mit den langen Ausführungen über seine Kindheit, sein Studium, seine Zeit als Forstreferendar und -assessor und schließlich als fest angestellter Oberförster und Forstmeister gibt er einen geradezu einzigartigen Einblick in eine heute kaum noch vorstellbare Welt des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Was hier über das materielle und soziale Leben, über die erstaunlich weit gespannten Kontakte Hepps gesagt wird, kann als einzigartig gelten. Der junge Mann hatte nicht nur mit seinem höheren Forstpersonal und gelegentlich mit den typischen württembergischen Pfarrersfamilien zu tun, sondern auch mit König Wilhelm II. von Württemberg (1848 bis 1921) (nicht selten!), mit der High Society samt Adel der Zeit vor 1914 und nebenbei sogar gelegentlich mit Kaiser Wilhelm II. (1859 bis 1941) und Winston Churchill (1874 bis 1965). Beiläufig erfährt man auch von einer Kinderfreundschaft mit Hermann Hesse (1877 bis 1962) in Calw. Sozialgeschichtlich mindestens so interessant ist die Art und Weise, wie Kontakte zum anderen Geschlecht geknüpft wurden. Die lebenslang glückliche Beziehung zu seiner Frau Renée schildert Hepp als Liebe auf den ersten Blick. Die Gesellschaft vor 1914 wird als glücklich und dem Feiern und der Lebensfreude zugeeignet beschrieben, was so gar nicht zum Klischee vom verbiesterten, nur für seine Arbeit lebenden Schwaben passen will. Insofern ist Hepps Lebensbeschreibung durchaus ein Korrektiv für in der heutigen Vorstellung vorhandene Stereotypen.

Das gilt auch für den geistigen und geografischen Horizont Hepps. Für die damalige Zeit beinahe selbstverständlich war es, dass er sein Studium nicht nur in Tübingen abwickelte, sondern zwischendurch einmal ein Semester in München absolvierte. Noch vor dem Ersten Weltkrieg lernte er in raschem Wechsel nicht nur die unterschiedlichsten Stationen in Württemberg kennen, er kam auch, nicht zuletzt durch seinen Militär-

dienst, weit in Deutschland herum. Exkursionen im Studium in die Schweiz und nach Österreich kamen hinzu, und insbesondere über seine Frau erweiterte sich Hepps Blickfeld auf Frankreich (mit Paris!) und England. Auch seine Erfahrungen beim Militär sind geeignet, Klischees zu zerstören. Zwar übt er scharfe Kritik an inkompetenter Postenvergabe im Offizierskorps, aber, von bornierten Ausnahmen abgesehen, lernt er geistig aufgeschlossene, für ihn als Württemberger ausgesprochen offene preußische Offiziere kennen.

Um Hepps Texte, die *kursiv* gesetzt werden, zu untergliedern und für heutige Leser leichter zugänglich zu machen, wurden vom Herausgeber gerade gesetzte Zwischenüberschriften eingefügt. Diese sind nicht in Hepps Texten vorhanden, die in äußerst kompakter, eng geschriebener Form fast ohne Absatzuntergliederung vorliegen. Offenkundige Tippfehler Hepps beziehungsweise der ins Internet gestellten Transkription werden stillschweigend korrigiert. Beibehalten wurde die in römischen Zahlen in der maschinenschriftlichen Fassung vorhandene Seiteneinteilung. Die Einteilung in Absätze entspricht nicht dem maschinenschriftlichen Original, dessen Schriftbild, wie erwähnt, sehr kompakt ist. Das in der Schreibmaschinenfassung oft vorhandene *u.* statt *und* wurde grundsätzlich in ein *und* umgewandelt. Auf Lücken und unklare Stellen wird in [eckigen Klammern] und bei Bedarf in Fußnoten hingewiesen. Orthografische Eigenheiten wie statt *ß* das in der Schreibmaschinentastatur nur vorhandene *ss* oder das große *Ae*, *Oe*, *Ue* statt *Ä*, *Ö*, *Ü* wurden beibehalten. Das in der Internetfassung vorhandene *ß* wurde beseitigt und das *ss* aus der Schreibmaschinenfassung verwendet.

Vorwort von Renée Hepp²³

Geliebter Sohn!

Du batest mich, Papas Lebenserinnerungen zu ergänzen, denn Du selbst hast ja durch Deinen Beruf keine Zeit dazu und ausserdem reicht Deine Erinnerung nur von den Jahren Deiner Kind-

²² Bernhard Bachinger: Die Mittelmächte an der Saloniki-Front 1915–1918. Zwischen Zweck, Zwang und Zwist. Paderborn 2019 (= Krieg in der Geschichte 106), S. 286, 324 f., 327 f., 334, 338.

²³ Die Internetfassung ist überschrieben mit *Kriegsberichte aus dem ersten Weltkrieg von Theodor Hepp, gesammelt aus seinen Briefen an seine Frau Renée Hepp*. Diese Überschrift ist nicht im maschinenschriftlichen Skript vorhanden und ist auch sachlich irreführend. Es handelt sich eindeutig nicht um Exzerpte aus Briefen Hepps, sondern um dessen in seinem letzten Lebensjahr niedergeschriebenen und todeshalber unvollendet gebliebenen Lebenserinnerungen.



Ernst Adolf
Hepp
(1906 bis 1978),
der Sohn des
Forstmeisters.



Frances Fulen-
wider Hepp
(1913 bis 2004),
die Schwieger-
tochter des
Forstmeisters.

heit ab und auch diese bestehen natürlich nur aus Bildern und Geschehnissen, die sich nur flüchtig eingepägt haben.

Es ist nicht ganz leicht, ein Erinnerungsbuch über das Leben eines geliebten Menschen zu schreiben, vor allem erfordert es eine tiefste Einfühlung in sein ureigenstes Wesen, aber glücklicherweise hat Dein Vater im letzten Jahr seines Lebens einige Aufzeichnungen gemacht, die mir sehr wertvoll sind bei dieser Aufgabe. Leider konnte er aber mit seinen Aufzeichnungen etwa bis zum Ende des Weltkrieges von 1914 kommen (schon die letzten Seiten waren fast unleserlich). Die unheilbare Krankheit (Leukämie) raffte ihn

hinweg, ehe er unser eigentliches gemeinsames Reichenberger Leben, die einzig schönen Jahre Eurer Kind- und Schulzeit, schildern konnte. Aber, aus seinen Aufschrieben kann man ersehen, wie sehr er erfüllt war von den einschneidenden, ungeheuer erlebnisreichen Jahren des letzten Weltkrieges und wie rastlos er versuchte, die Fehler zu erkennen, die das Scheitern und Versagen des Kriegserfolges verursachten.

Die heutige Zeit und unzählige Menschen im Besonderen verdammten den Krieg, zumal als Mittel, um ihn zu führen und zu gewinnen. Dies ist unzweifelhaft ein absolut richtiges Gefühl und Argument, aber wir dürfen nicht vergessen, dass

Reichenberg, den 21. November 1953

Mein geliebter Mann, unser lieber Vater, Großvater, Schwager
und Onkel

Theodor Hepp, Forstmeister a. D.

ist heute nach schwerer Krankheit im Alter von 77 Jahren ent-
schlafen.

In tiefer Trauer: Renée Hepp, geb. Nicole
Ernst A. Hepp, Santiago
Frances Hepp, geb. Fulenwider
mit Kindern Sigrid und Teddy
Ursula Fischer-Hepp, Great Missenden, England
Renate Kodr

Von Beileidsbesuchen bitten wir abzusehen
Trauerfeier am 24. November 1953 um 14 Uhr in der Ev. Kirche,
anschließend Beisetzung auf dem Friedhof Oppenweiler

Todesanzeige von Theodor Hepp (BKZ vom 23. November 1953).

die frühere Zeit eine tiefe Verachtung hatte für diejenigen Menschen und Völker, die nicht den Mut zur Wehrhaftigkeit aufbrachten. Es war Ehrensache und galt als höchste Tugend, dem Feind die Stirn zu bieten und ehrenvoll aus kriegerischen Erlebnissen als Sieger herauszukommen. Denken wir nur an den Ehrenkodex unserer früheren studentischen Corps und der deutschen Burschenschaften. Auch unsere ganze Literaturgeschichte wimmelt von solchen Beispielen, wie (um nur ein Beispiel zu nennen) das Nibelungenlied u. a. mehr. Kein Wunder also, dass Menschen heranwuchsen, die nichts Anderes kannten, als furchtlos und treu²⁴ im Kriegsfall ihre Pflicht zu tun, sich vornehmlich bemühten, sich zu hervorragenden Führern heranzubilden. Ein solcher war auch Dein Vater. In einem der unzähligen Nachrufe, die in verschiedenen Zeitungen nach seinem Tode erschienen, kamen diese Eigenschaften, die er verkörperte, im Besonderen zum Ausdruck. Es heisst da (nur um 1 Beispiel zu nennen):²⁵

„Doch nicht nur als Forstmann hat er sich hervor getan. Als Offizier des ersten Weltkrieges traf ihn der Zusammenbruch an der mazedonischen Front. Es gelang ihm, neben seinen Leuten mit ihren grossen Haubitzen noch einen grossen Teil der dort eingesetzten deutschen Truppen in einem schon heute sagenhaft anmutenden Zuge quer durch den ganzen Balkan, der damals ein Hexenkessel von Hass und Feindschaft war, sicher nach Hause zu bringen. Seine Güte gegen Jedermann brachte ihm auch das Vertrauen seiner engeren und weiteren Umgebung, so dass er 1947 in die verfassunggebende Landesversammlung einzog und bis kurz vor seinem Tode auch im Kreisrat war.“²⁶ Und weiter unten: „Einer der alten Kavalieri ist nicht mehr. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel hat uns verlassen. Aber sein Vorbild wird bleiben und uns anspornen, dass die Tugenden, die er verkörperte, nicht aussterben.“

Und nun lasse ich ihn selber sprechen in seinen Erinnerungen, die vor allem Dir, mein geliebter Sohn, gewidmet sind und die überschrieben sind:

//¹ Meinem geliebten Sohne Ernst

Zur Erinnerung an glückselige und auch schwere Zeiten, welche wir einst durchlebten (Kindheit u. Jugend von Papale + Schilderung seiner Rolle im Krieg als Offizier).²⁷

Kindheit in Hirsau:

Eltern, Onkel Frey, die Zeppelin

Je älter wir Menschen werden, desto rascher fliessen die Tage und Jahre dahin, die alten Zeiten stehen dann wieder vor uns auf und das ganze Leben erscheint nur noch wie ein Traum. Der alte Drang der Menschen, in ihren Nachkommen weiter zu leben, führt darum dazu, diesen vor dem Hinscheiden die eignen Erlebnisse zu übermitteln zum Andenken an alte verklungene Zeiten und vor allem zur Bewahrung vor Fehlern, welche dereinst gemacht wurden. Daher sind wir Eltern davon abgekommen, Dir nur eine Zusammenstellung meiner Erlebnisse an Hand unserer Briefe und meiner Erinnerungen zu hinterlassen; wir wollen Dir vielmehr von unserer Jugendzeit an eine Uebersicht über unser Leben geben, mit all dem Schönen, das uns dieses Leben so lebenswert gemacht hat, neben so manchem Schweren, das durchgekämpft werden musste. Deine so innig geliebte und verehrte Mutter wird ihre Jugendzeit und unser gemeinsames Glück mit Euch Kindern selbst noch schildern, während ich auch auf die Entwicklung der einstigen sozialen, politischen und in deren Fortsetzung kriegerischen Geschehnisse der so ungeheuer ereignisreichen Zeiten unseres neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts eingehen möchte, in welche ich durch merkwürdige Fügungen meines Lebenslaufs gute Einblicke erhielt.

Meine Jugendzeit in dem schönen Hirsau im Schwarzwald war vor allem verklärt durch die Liebe meiner Eltern und besonders meines geliebten Vaters, den ich von klein auf bei seinen Gängen und Fahrten in sein herrliches Schwarzwaldrevier

²⁴ „Furchtlos und treu“ ist die Devise des Hauses Württemberg.

²⁵ Bis hierher ist die Einführung von Renée Hepp nicht in der Internetveröffentlichung enthalten. Diese beginnt mit den nicht im maschinenschriftlichen Text vorhandenen Zeilen: Theodor Hepp („Papale“), geboren am 15.11.1876 in Hirsau, gestorben am 21.11.1953 in Reichenberg bei Backnang. Beruf: Staatlicher Forstmeister. Vorwort seiner Frau („Mamale“): Dann folgt in der Internetfassung die Passage: Doch nicht nur als Forstmann ... usw.

²⁶ Das Zitat aus einer unbekanntenen Zeitung wird in der Internetfassung als Vorwort wiedergegeben, das Folgende dann nicht mehr.

²⁷ Klammerbemerkung offenbar von Renée Hepp nachgetragen, Rest von Theodor Hepp.

begleiten durfte, wobei mir wohl die Freude an der Jagd zur zweiten Natur wurde. Schon mit 7 Jahren nahm er mich mit zum Anstand auf Rehböcke und zum Anspringen auf Auerhahnen. Und wenn er ausritt, durfte ich vorn auf dem Pferd ein Stück weit mitreiten. Kein Wunder, dass ich voll Stolz auf meinen Papa und seinen Beruf war und von frühester Jugend an nichts Anderes wusste, als dass ich auch ein Forstmann werden wollte. Dazu gesellte sich noch die Freude am Forellenfang in der Nagold und ihren Seitenbächen und das Spielen mit den Schulkameraden in den wunderbaren und geheimnisvollen Klosterruinen mit ihren verwegenen Klettereien auf den alten Mauern. Verstecken in den unterirdischen Kellereien und den Gräbern alter Heiligen. Zu den frühesten unvergesslichen Erinnerungen gehört auch eine Reise als 5jähriger Bub mit meiner lb. Mutter zu ihrem Onkel Frey in Schwarzenberg im Murgtal, dem Bruder ihrer Mutter, der dort allgemein der „Fürst von Montenegro“, resp. „Fürst der schwarzen Berge“ genannt wurde, denn er hatte, ausser 2 grossen Schwarzwaldhöfen mit ausgedehnter Landwirtschaft einen riesigen Waldbezirk mit eigener Hochwildjagd, von dem nach seinem Tode über 1 Million M Wald verkauft wurde. Dazu kam noch eine Sägemühle mit schwunghaftem Handel mit den riesigen Schwarzwaldtannen, den sog. „Holländern“, welche auf der Murg zum Rhein und nach Holland verflösst wurden. Darum waren auch seine Höfe immer voll von Gästen, die in weinfroher Gesellschaft das echte Bild abgaben für die damalige tatsächlich „gute alte Zeit“ in dem mächtig aufblühenden Deutschland nach 1870. Ich befreundete mich so//²⁸ gleich mit dem 5jährigen Töchterchen der Gräfin Zeppelin, welche dort gerne auf Besuch war. Vom frühen Morgen ab machten wir, uns fest an der Hand haltend, Erkundungsfahrten durch die Stallungen, all die vielen Wunder bestaunend, die es überall in den verschiedenen Höfen gab, angeführt von der bildhübschen 18jährigen Maria Frey, die um ihrer Schönheit willen überall die „Rose vom Murgtal“ genannt wurde. Wer hätte damals gedacht,

dass ich 25 Jahre später dem alten Grafen Zeppelin in der traurigsten Stunde seines Lebens bei dem Unglück in Echterdingen den Hergang des Unglücks schildern würde, als ich den letzten, vom brennenden Flugzeug abspringenden Monteur zu einem Auto trug und der von Echterdingen herfahrende Graf, mit Tränen in den Augen, mich über den Hergang der Katastrophe befragte.²⁸ Und welch ein Unterschied dagegen der jubelnde Empfang von Eckener bei seiner Landung in New-York,²⁹ als Du, lieber Ernst, als Reporter neben Eckener stehend, diese Dein Vaterland so ehrende Freude miterleben durftest, während ich wiederum im Jahre 1916 von meiner Beobachtung im Argonnenwald den Abschuss eines „Zeppelins“ mitansehen musste, der bei Nacht nach Paris fliegen sollte und aus über 3000 m Höhe mit 20 Mann Besatzung brennend abstürzte. Ein entsetzlicher Anblick!³⁰

Großvater Kostenbader und der
Spielkamerad Hermann Hesse

Und nun ein kleiner Sprung von Onkel Frey zu dessen Schwager, meinem Grossvater Kostenbader, einst Oberförster in Alpirsbach im Schwarzwald, geb. 1799 in Pfullingen bei Reutlingen. Nach seiner Pensionierung wohnte er mit unserer lb. Grossmutter zusammen in Cannstatt und nach deren Tode 1887 ein Jahr lang bei uns in Hirsau, bis zu der tödlichen Krankheit meines Vaters an einem sehr schmerzhaften Unterleibskrebs, dem er im Mai 1889 erlag. Unser Grossvater war damals immer noch ein ungemein rüstiger, grosser, aufrecht gehender Mann, sodass z. Bp. unser Turnlehrer in Calw bei einer Turnstunde im Freien uns Schüler kehrt machen liess, als mein Grossvater vorbeiging und dabei sagte: „Da, schaut nur einmal den Grossvater von Hepp an, so müsst ihr auch daherkommen, wenn ihr mal uralt seid“. Dabei konnte er immer noch grosse Mengen an Wein vertragen, der nur auf seine kupferrote Nase abgefärbt hatte, was mir immer besonders auffiel. Er hatte in

²⁸ Am 5. August 1908 stürzte das Luftschiff LZ4 bei Echterdingen brennend ab. Das Ereignis bewegte damals die Öffentlichkeit in kaum vorstellbarer Weise. Offenbar war Hepp in unmittelbarer Nähe des Unglücks, vielleicht sogar Augenzeuge.

²⁹ Hugo Eckener (1868 bis 1954) führte mehrere Flüge mit LZ 127 „Graf Zeppelin“ und LZ 129 „Hindenburg“ nach New York durch. Bei einer dieser Fahrten muss Ernst Hepp mit anwesend gewesen sein.

³⁰ Es könnte sich um LZ77 gehandelt haben, das bei Verdun am 21. Februar 1916 brennend abgeschossen wurde (https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Zeppeline#Im_Ersten_Weltkrieg_gebaut, abgerufen 21. Mai 2020).

dem 7 km entfernten Liebenzell einen besonders guten Wein entdeckt und wanderte täglich zum „Vesperschoppen“ dahin, trank, wie die Wirtin später erzählte, 4 Schoppen, also 8 Viertel davon und sass nachher nach dieser Leistung und einem Marsch von 14 km seelenvergnügt zuhause beim Abendessen, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Einmal sagte er zu mir: „Guck Junge, Du kannst in Deinem Leben Wein trinken, so viel Du willst, es schadet Dir nichts, aber trink nur immer vom Allerbesten und ja keinen schlechten.“ Das habe ich natürlich nie vergessen. Wenn er dann abends bei guter Laune uns Kindern aus seiner Jugendzeit erzählte, hörten wir mit offenem Munde staunend zu – es klang oft wie ein Märchen, wird drum auch wohl mit viel Jägerlatein gespickt gewesen sein. Als junger Forstadjunkt hatte er dabei mitgewirkt, wenn die grossen Hofjagden abgehalten wurden, wobei die Hirsche und Sauen wochenlang zuvor zusammengetrieben werden mussten, um nachher aus den //^{III} Netzen heraus in den Bärensee hereingelassen zu werden, wo sie von unserem, durch Napoleons Gnaden neugebackenen König mit seinen hohen Gästen von Kanzeln herab schwimmend tot geschossen wurden. In dieser „Aasjägeri“ mussten alle umliegenden Ortschaften Frondienste leisten, d. h. es mussten kostenlos Hunderte von Treibern mit eigener Verpflegung angestellt werden. Dabei herrschte damals noch die „Prügelstrafe“, wobei auch bei kleinen Vergehen die Leute „auf den Stumpen“ abgestraft wurden. Das hiess: man legte sie auf einem Baumstumpen und verabreichte ihnen nach dem Ermessen des als sog. „Burgrichter“ amtierenden Oberförsters auf diesem Baumstumpen liegend eine Anzahl Stockhiebe.



Spielkamerad
des kleinen
Theodor:
Hermann Hesse
als Kind.

Diese Prozedur nahm der Grossvater, der sehr jähzornig war, noch selbst vor, wenn ihn ein Bauer ärgerte, ihm z. Bsp. unterwegs nicht genügend auswich und dergl. mehr und meine liebe Mutter musste als sehr zartfühlendes junges Mädchen davon Zeuge sein, wenn sie hierbei unter Zittern und Zagen das Pferd zu halten hatte. So sah die Wirklichkeit noch vor 100 Jahren aus, aber diese Zeit war nur gut für die damaligen fürstlichen Potentaten und ihre mitherrschenden Beamten.

Zu den schönen Erinnerungen aus jener Zeit, meiner Jugendzeit, gehören auch die Besuche in dem Hessischen Haus in Calw. Meine Mutter war mit Frau Hesse befreundet und diese Freundschaft brachte manche Anregung ins Haus. Hermann Hesse war häufig mein Spiel- und Schulkamerad und wir bemühten uns beim Forellenfangen in der Nagold möglichst schöne Angelruten zu machen, da wir beide derselben Leidenschaft frönten.

Umzüge nach dem Tod des Vaters

Die letzten Gänge meines geliebten Vaters galten einem Fussweg, den er für den Schwarzwaldverein in dem romantischen hinteren Schweinbachtal anlegen liess, wobei ich ihn begleiten durfte. Zu seinem Andenken wurde ihm dort in einem grossen Felsblock eine Marmortafel mit Inschrift gesetzt. Die Abbildung dieses Zeichens liebevoller Dankbarkeit, sowie ein weiteres Bild mit näherer Umgebung dieses Steins habe ich einrahmen lassen und bitte dieselben zum Andenken an meinen unaussprechlich gütigen Vater immer in Ehren zu halten. Denn er war für mich der Inbegriff eines innerlich und äusserlich vornehmen, hochgebildeten und verehrungswürdigen Menschen, zu dem ich stets mit allergrösster Hochachtung aufblickte.

Nach seinem Tode mussten wir unser geliebtes Forsthaus verlassen und zogen in das neugebaute Haus der Familie Beeri im vorderen Schweinbachtal. Der Besitzer, Gottlieb Beeri, hatte dort eine Löffelschmiede, die ganz altväterlich eingerichtet war. Hierbei möchte ich vor allem seiner Frau gedenken, die ganz der Typus einer frohsinnigen, gemütvollen Schwäbin war und mir zu einer zweiten Mutter wurde. Das war umso wertvoller für mich, als unsere arme, liebe Mutter immer mehr unter unsäglicher Schwermut litt, welche natürlich sehr auf unser Gemüt drückte. Als wir nach

2 Jahren nach Stuttgart zogen, damit ich dort im Realgymnasium mein Maturum machen konnte, war ich doch immer in den Ferien bei meiner guten Frau Beeri und fühlte mich dort, ganz im Gegensatz zu Stuttgart, wie im Paradiese. Aber auch die liebe Mama konnte sich in Stuttgart nicht recht einleben und baute daher in der alten Heimat Hirsau ein eigenes Haus, als ich auf die Hochschule nach Tübingen kam.

Studium

//^{IV} Damit begann für mich ein ganz besonders schöner, neuer Lebensabschnitt. Das Studentenleben der damaligen Zeit des grossartigen Aufstiegs Deutschlands zu einer weltweiten wirtschaftlichen und militärischen Macht war durchdrungen von einem überschäumenden, frohen Lebensgefühl, das bei grösster Vaterlandsliebe auch die Grundlage abgab zu studentischen Freuden, wie Reiten, Fahren, Fechten, Jagen u. s. w. Dazu kam das wundervolle schöne Studium der Forstwissenschaften, das uns die Augen öffnete über die Grossartigkeit und Mannigfaltigkeit der Natur mit ihrem richtunggebenden Drang nach Vervollkommnung der unendlich vielen Lebensformen, sowohl nach ihrer physischen als auch psychischen Veranlagung und der bisherigen Entwicklung der Geistseele nach rund 1000 Millionen Jahren des jetzigen höherstehenden Menschen. Und späterhin bildeten die juristischen und volkswirtschaftlichen Studien die Gewähr dafür (oder sollten sie geben), dass wir nach Abschluss dieser Studienjahre als Beamte, neben der Vervollkommnung der Forstwirtschaft auch die grossen Zusammenhänge der Volkswirtschaft, mitsamt ihren sozialen Notwendigkeiten in eine bestmögliche Wirklichkeit umsetzen konnten. Dabei hatten wir vorzügliche und ungemein verständnisvolle Hochschullehrer, mit denen wir in unserem abwechslungsreichen Schwabenländle, sowie auch in der Schweiz und Oesterreich sehr interessante und lehreiche Exkursionen machen durften. Ausserdem konnten wir das Schiesswesen in dem trinkfesten „Schwärzlocher Schiessclub“ erlernen, wurden überall hin zu Jagden in der schönen Umgebung von Tübingen eingeladen, mit ihren lus-

tigen und sangesfreudigen „letzten Trieben“. Kurz, es war eine Wonne zu leben. Darum sangen wir auch immer mit besonderer Begeisterung das schöne Lied: „O wonnevolle Jugendzeit, mit Freuden ohne Enden“! Ein Abglanz dieser herrlichen Tübinger Studienjahre, welche nur durch ein einsemestriges Studium in München, mitsamt den dortigen überschäumenden Karnevalsvergnügungen unterbrochen wurden, ist auf meinem ganzen ferneren Leben abgefärbt, hat mich lebensfroh und optimistisch gemacht und vielleicht bewirkt, dass ich in der Zukunft in den verzweifeltsten Kriegslagen nie den Mut und die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit den geliebten Meinen verloren habe.

Referendariats- und Assessorenzeit

Nun kam die Referendar- und Assessorzeit bis zu meiner Verheiratung im Oktober 1905 und zwischen dem ersten und zweiten Referendarjahr der Dienst als Einjähriger bei der preussischen schweren Artillerie in Ulm,³¹ da ich 1895 infolge eines früheren, sehr heftigen Bronchial- und Lungenspitzenkathars noch nicht militärdiensttauglich war und inzwischen für das zweite forstliche Staatsexamen die Ableistung der Dienstzeit Vorschrift wurde. Ein grosser Lichtblick in jenen unstillen Jahren war für mich der glückliche Umstand, dass mir von alten gütigen Tanten meines Vaters 3 mal je einige 1000 M vermacht wurden, mit denen ich den äusserst bescheidenen Wechsel von zuhause auch in der anfänglichen Assessorszeit so erhöhen konnte, dass ich immer noch ein sorgenloses Dasein führen konnte. Aus diesen 5 forstlichen, wechselvollen Lehr- und Wanderjahren seien hier wenigstens einige wenige, besonders reizvolle Episoden angeführt. Am wohlsten fühlte ich mich im Oberland, an den Orten Tettngang, Ravensburg, Leutkirch, wo die Nähe von See und Gebirge Gelegenheiten zu vielen herrlichen Gebirgstouren in frohester Gesellschaft gab.

//^V Dabei machte ich in Tettngang am Hofjagdrevier die persönliche Bekanntschaft unseres verehrten Königs und seiner Umgebung. Als Beispiel für die damalige patriarchalische Verbundenheit

³¹ Es handelt sich um das Fußartillerie-Regiment Nr. 13, das im Prinzip aus schwäbischen Soldaten aus dem Fürstentum Hohenzollern rekrutiert wurde, das zu Preußen gehörte; aber natürlich traten auch Nicht-Preußen in dieses Regiment ein.

von Volk und Hof sei erwähnt, dass mein Hausherr, ein wackerer Schuhmachermeister und Vorstand vom Tettlinger Kriegerverein, nach einem Jubiläum desselben, an dem auch der König mit seinem Oberhofmarschall, Frh. von Wöllwardt, erschienen waren, von da aber fast jeden Satz mit den Worten begann: „Mein Freund, der Wöllwardt, hat gesagt“. Von Leutkirch aus lernte ich dann den oberschwäbischen, einst reichsunmittelbaren, katholischen Hochadel kennen, wurde von den Fürsten von Wolfegg, Zeil, Quadt-Isny und anderen dortigen Fürstlichkeiten ständig zu ihren vorzüglichen Jagden und Scheibenschüssen eingeladen, wobei ich bei den Quadt-Isny anlässlich der silbernen Hochzeit des Fürsten als einziger Bürgerlicher eingeladen war. Er wollte vielleicht ein gutes Exempel für ein gutes Schiessen statuieren, denn ich war bekannt als ausgezeichnete Schütze. Ich schoss allerdings sämtliche 4 erste Preise heraus. Am zweiten Tag war dann ein internationales „Preisschiessen“, zu dem auch die besten Schützen aus der Schweiz und Tirol kamen und auch hier bekam ich auf allen 4 Scheiben hohe Preise mit rd. 350 M Gewinn. Bei allen anderen gelegentlichen Preisschiessen verdiente ich viel Geld, sodass man mir den Beinamen gab „Der weisse Rabe“.

Wie ideal nicht nur das Verhältnis zum Hochadel, sondern auch zu meinem Vorgesetzten sein konnte, erwähne ich ein Beispiel aus meiner Referendariatszeit in Wüstenrot mit dem dortigen „Revieramtsassistenten“ Marstaller zusammen und unserem Vorgesetzten, Forstmeister Steck, vom Forstamt Lichtenstern. Da kam es manchmal vor, dass wir beide von Wüstenrot aus mit einem alten Bauernfuhrwerk beim Besuch lieber Freunde in den umliegenden Ortschaften und ihren berühmten Weinen gar nicht mehr heimfanden und einige Tage brauchten, bis wir wieder auf unserer luftigen Höhe auftauchten. Dazu sagte dann unser verständnisvoller Vorgesetzter, Papa Steck, nur die wenigen Worte: „So, so. Ihr habt mal wieder g'lumpt ihr zwei“! Er selbst, ein martialisch aussehender Hühner, mit einem Kindergemüt, war einem guten Tropfen auch nicht abgeneigt und so hatte ich einmal bei ihm ein unvergessliches Erlebnis. Die Mama Steck musste 14 //^{vi}Tage verreisen und wollte aber ihre 3 kleinen Töchterlein nicht mit ihrem Papa ganz alleine lassen, weil der nämlich leider hin und wieder schlafwandelte. Daher bat sie mich, während ihrer Abwesen-

heit die leere Stelle in ihrem Ehebett zu beziehen und gab mir genaue Anweisungen wie ich ihren schlafwandelnden Gemahl zu einem normalen Dasein wiedererwecken müsse. Gleich in der ersten Nacht wurde dies nötig. Ich wachte plötzlich an einem fürchterlichen Gebrüll auf und sah, dass mein hoher Vorgesetzter auf der Schwelle des Schlafzimmers stand und diese unartikulierten Laute von sich gab. Ich stand schnurstracks auf und weckte ihn nach vorgeschriebener Weise, indem ich mit den Händen sanft an seinen Armen herunterstrich. Er wachte auf, besänftigte sich und sein erstes Wort war die schwerwiegende Frage: „Herr Referendar, habet Sie auch so Durscht wie ich?“ Auf mein freudiges Bejahen gondelten wir sodann barfuss im Nachthemd, mit 2 Gläsern bewaffnet, Arm in Arm, in des Kellers tiefste Gründe, wo wir unseren nächtlichen schlafwandelnden „Durscht“ am Weinfass stiltten!!! Ich habe nie erfahren, ob diese Schlafwandelei eine angeborene Krankheit war, oder ob sie sich vielleicht im Laufe des Lebens eingestellt hatte!! Leider stellte sie sich aber damals nicht jede Nacht ein, sondern nur einigemal während jenen 14 Tagen.

Zu jener Zeit hatte ich einen viel bewundernten kleinen Dachshund, der sich durch aussergewöhnliche Intelligenz auszeichnete. Er war jagdlich tüchtig, aber etwas zart. Eines Tages kam er im Walde nicht zu mir zurück, vermutlich war er in ein(en) Dachsbau geraten, und ich war in grosser Sorge, ob er dabei nicht verunglückt sein mochte. Nach langem Suchen und Pfeifen ging ich nach Ravensburg zurück und hoffte, ihn vielleicht in meinem öfters besuchten Weinlokal anzutreffen. Ich war damals in Weissenau stationiert. Man sagte mir dort, dass er allerdings ganz kurz da gewesen sei, überall herumgeschnüffelt hätte und wieder verschwunden sei. Dasselbe erfuhr ich, als ich nachher in das Restaurant ging, wo ich immer zu essen pflegte. Immerhin war ich etwas beruhigt, aber – wo mochte er nun sein? Als ich dann endlich nachher heimfuhr und in mein Zimmer ging, fand ich dort ein Telegramm aus Ulm vor mit den wenigen Worten: „Ihr Hund hier eingetroffen“, Bahnkanzlei Ulm. Gleich mit dem nächsten Zuge fuhr ich nach Ulm, wo man mir sagte, dass der Hund in einem Abteil des Ulmer Schnellzuges eingestiegen sei und sich auf einem Platz in der 2 ten Klasse hingesetzt habe. Niemand habe gewusst, wo er herkäme und man habe, nach Umfrage der Reisenden in allen Klas-

sen, endlich erfahren, dass der Dachshund einem Forstreferendar Hepp in Weissenau gehöre!! Er war also, nachdem er in Ravensburg vergeblich in den Gastwirtschaften nach seinem Herrn gesucht hatte, auf die Bahn gegangen, hatte sich einfach in einen Zug hineingesetzt und gemeint, nach Weissenau zu kommen, leider fuhr er aber nach Ulm!

Militärdienst bei der Fußartillerie in Ulm

Nach all diesem Erleben aus meiner ledigen Zeit der forstlichen Unbeschwertheit, möchte ich jetzt Einiges aus meiner Militärzeit erzählen. Von jeher hatte ich eine grosse Vorliebe für die Artillerie. Da es damals in Württemberg keine Jägerbataillone gab wie in Preussen, gingen viele Forstleute zu dieser Waffe, bei der man zugleich für den Forstdienst auch Reiten und Pferdepflege erlernen konnte für die spätere Pferdehaltung. Von älteren Freunden, welche bei der in Ulm stationierten preussischen schweren Artillerie Reserveoffiziere waren, wurde mir dringend geraten, mich bei dieser Truppe zu melden. Ich habe es dann auch nie bereut. Die Preussen hatten [wegen] des aus höheren Forstbeamten bestehenden „Feldjägerkorps“ für den wichtigsten diplomatischen Kurierdienst grosse Hochachtung vor unserem Beruf, benachbarten Gutsbesitzern,

deren Söhne meist Offiziere oder Forstbeamte waren [sic! Satz unvollständig?]. Nur so ist es erklärlich, dass mir als vorherigem Forstreferendar eine ganz unglaubliche Bevorzugung von den Offizieren dieser Truppe zuteil wurde. Ich erhielt schon nach wenigen Wochen, als Einziger von uns 12 Einjährigen, Dispens von der Vorschrift, beim Zapfenstreich um 9 Uhr zuhause zu sein und zugleich die Erlaubnis, in Zivil auszugehen. Dies erschien vollends all den vielen Einjährigen der württembergischen und bayrischen Regimenter in Ulm und Neuulm ganz unglaublich.

Auch bei den Unteroffizieren war der berühmte schnodderige Ton nicht so schlimm wie die schwäbische Saugrobheit. Dafür nur ein kleines Beispiel. Wir hatten in unserem ganzen Bataillon nur einen einzigen württembergischen Unteroffizier und in dessen Korporalschaft kam als Rekrut ein riesig langer Bauernbub von einem einsamen Hof in der Lüneburger Heide, der mit seinen langen „Quadratlatschen“, wie man auf gut schwäbisch zu sagen pflegt, nie Schritt halten konnte. Als wir nun zur Vereidigung in das Ulmer Münster geführt wurden, hörte ich, hinter ihm marschierend, unter dem Portal bei dem uns entgegenströmenden brausenden Orgelspiel, wie der Schwabe dem Lüneburger ins Ohr brüllte: „Kerle, wenn du jetzt net Schritt hältst, no schlag i Dir //^{vii} dei Hirnschale nei, du Gottverdamm-



Theodor Hepp als junger Kanonier bei der Fußartillerie in Ulm, wohl 1890er-Jahre.

ter, du Sau, dass du verreckst!!“ Mit welcher Begeisterung mag dieser gute norddeutsche Bauernjunge geschworen und was mag er für einen Begriff von der schwäbischen Gutmütigkeit bekommen haben? Unsere Ausbildung war eine ungewein mannigfaltige, von der 5 cm Kanone unter Panzerkuppel bis zum schweren Mörser, Haubitze, Langrohrkanone, dazu noch Infanterieübungen mit dem Karabiner. Den schönen Abschluss bildete eine vierwöchige Scharfschiessübung auf der Wahner Heide bei Köln mit 8 tägigem Uebungsmarsch den Rhein entlang, die Musik auf die Batterien verteilt, jeden Abend Tanz in einem rheinischen Städtchen. Es war das richtige fröhliche Soldatenleben, das man nie vergessen kann.³²

Erfahrungen als Reserveoffizier vor dem Krieg

Hier möchte ich gleich vorweggreifend die artilleristische Entwicklung, wie auch die Erstarkung der deutschen Kriegsmacht bis zum Kriegsbeginn schildern, im Verhältnis zu den uns umgebenden feindlichen Mächten. Hierbei muss ich aber zunächst Aufklärung geben, warum es mir möglich war, Einblick in die geheimsten Vorgänge innerhalb unserer „Obersten Heeresleitung“ mit ihren unverzeihlichen Unterlassungssünden zu gewinnen.

Da ich anfänglich jedes Jahr und sodann alle 2 Jahre eine 8wöchige militärische Übung mit Scharfschiessen auf der Wahner Heide ablegte, viel Freude und Interesse daran hatte und auch durch die ausgezeichnete mathematische Vorbildung im Realgymnasium die besonders im neu aufkommenden Schiessen gegen Flugzeuge immer schwieriger werdenden ballistischen Berechnungen, mir leicht fielen, war meine militärische Ausbildung eine relativ gute. Dazu kam noch das

Glück, dass ich bei meiner 2ten Leutnantsübung zu einem ganz hervorragenden Batterieführer kam, dem Hauptmann Bruchmüller, den im Kriege so berühmt gewordenen und benannten „Durchbruchmüller“ als der Erfinder der Feuerwalze und artilleristischer Berater von Hindenburg.³³ Er überliess mir vollkommen die Führung seiner Batterie und griff stets in rücksichtsvollster Weise nur dann ein, wenn er dies für unbedingt nötig hielt.

Hierdurch vermied er den bei der Ausbildung von Reserveoffizieren so häufigen grossen Fehler, dass diesen nur untergeordnete Befehlsgewalt gegeben wurde und sie als blosse Zuschauer die wichtigsten selbstständigen Funktionen nicht beherrschten, oder beherrschen lernten. So verdanke ich in erster Linie diesem hervorragenden Lehrmeister die ganz ungewöhnliche Bevorzugung, dass ich bei meiner 3ten Leutnantsübung, die stets bei der Artillerieschule Jüterbog bei Berlin abgehalten werden musste, von dieser zur Schiessschule selbst versetzt und meinem Regiment in Ulm ein Glückwunschtelegramm übersandt wurde, dass ich aus ihm hervorgegangen sei. Damit war ich, seit Bestehen der einstigen kaiserlich deutschen Armee der einzige süddeutsche Reserveoffizier, dem diese Ehre zuteil wurde. Zugleich war ich damit zur Garde versetzt, mit ihrer pompösen Uniform, machte dort alle Übungen mit zur Zeit der Manöver und der Kaisermanöver mit den wunderschönen Quartieren auf den norddeutschen Gütern und zum Abschluss die Kaiserparade auf dem Tempelhofer Feld. Dabei herrschte unter den Offizieren der Schiessschule eine wundervolle Kameradschaft, man fühlte sich wie einer Familie gehörig, sodass ich mich gleich ungewein wohl fühlte.³⁴

Unser Oberst Ziethen³⁵ vollends, der mich in den Manövern als seinen Ordonanzoffizier ein-

³² Der Text bis hier wurde nicht im Internet veröffentlicht, erst ab hier wurde er ins Internet gestellt.

³³ Der hier von Hepp als Hauptmann genannte Georg Bruchmüller (1863 bis 1948) – im Kriege stieg er zum Oberst auf – gilt in der deutschen und amerikanischen militärischen Fachliteratur als genialer Artillerist. Hepps Ausführungen müssen sich auf die Jahre 1905 bis 1908 oder 1912/13 beziehen, denn nur in dieser Zeit war Bruchmüller Lehrer an der Fußartillerie-Schiessschule im Jüterbog. Der Spitzname „Durchbruchmüller“ war eine Ehrenbezeichnung für die großen militärischen Durchbrüche und Erfolge, die durch Bruchmüllers revolutionäre Schießverfahren erzielt werden konnten. Vgl. Ernst Demmler: Bruchmüller, Georg Heinrich von. – In: NDB 2 (1955), S. 643; Hans Linnenkohl: Vom Einzelschuss zur Feuerwalze. Der Wettlauf zwischen Technik und Taktik im Ersten Weltkrieg. Koblenz 1990, S. 273, 278; David C. Zabecki: Steel Wind: Colonel Georg Bruchmüller and the birth of modern artillery. Westport, Conn. 1994.

³⁴ Hepp vermittelt hier ein höchst differenziertes Bild des preussisch-deutschen Offizierskorps vor 1914, indem er einerseits die hohe Fachkompetenz und das in diesem Maße beinahe nicht zu erwartende positive menschliche Miteinander betont, andererseits – im nächsten Kapitel – den verhängnisvollen Einfluss einer immer noch am Adel und überkommenen Sozialstrukturen orientierten Gesellschaft.

³⁵ Es handelt sich um Alfred Ziethen (1858 bis 1944), 1914 bis 1917 Kommandeur der 5. Fuß-Artillerie-Brigade, dann Generalinspekteur der Artillerie-Schiessschulen. Vgl. [http://wiki-de.genealogy.net/5._Fu%C3%9F-Artillerie-Brigade_\(Alte_Armee\)](http://wiki-de.genealogy.net/5._Fu%C3%9F-Artillerie-Brigade_(Alte_Armee)), abgerufen 24. März 2020.

teilte, mir sogar sein Paradedpferd, einen gelben Falben, // ^{viii} mit schwarzer Mähne und schwarzem Schweif, dabei ein Springer, wie ich nie mehr im Leben einen geritten habe, zu dauerndem Dienstgebrauch überliess. Dieser Mann war der Typus des besten preussischen Offiziers, ebenso wie Bruchmüller, mit dem zusammen ich nach dem Kriege bei ihm eingeladen war. Nie werde ich diese beiden hochverehrten Männer vergessen. Bei diesen Übungen in Jüterbog konnte ich von Ziethen und den Schiessschullehrern auch taktisch im Zusammenwirken mit den übrigen Truppengattungen wirklich alles lernen, was im Ernstfall für einen guten Truppenführer notwendig war. Da zudem die Offiziere der Schiessschule später meist noch das Examen für Generalstabs// ^{ix} offiziere ablegten, kamen diese Herren vom Generalstab aus alter Anhänglichkeit vielfach abends in unser Casino, wobei ich dann all die Wünsche und Sorgen kennen lernte, die sich innerhalb des Generalstabs im Kampfe mit der den Kaiser umgebenden Offiziersclique abspielten, worüber ich zudem auch von Oberst Ziethen orientiert wurde.

Adel ersetzt Fachkompetenz

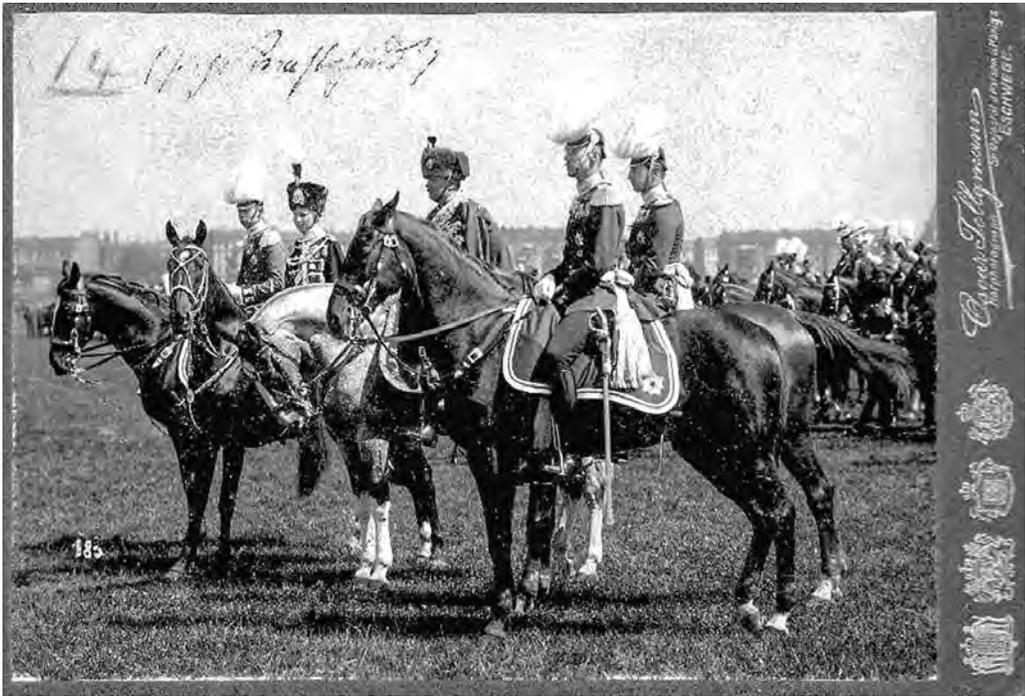
Leider muss gesagt werden, dass sich in der persönlichen Umgebung des Kaisers Männer befanden, denen es nicht um die Sache, d. h. um das Wohl und Wehe des Vaterlandes zu tun war, sondern rein um die Bevorzugung ihrer eigenen Person, wozu sie die Schwächen Kaiser Wilhelms ausnützten, um jeden Widerspruch gegen dieselben unmöglich und um sich unentbehrlich zu machen. Der höchststehende und verhängnisvollste dieser Männer war Generaloberst von

Plessen, Flügeladjutant S.[einer] M.[ajestät]. Er verstand es meisterhaft, dem Kaiser zu schmeicheln, dessen oft so fehlerhafte Anschauungen zu erforschen und deren Verwirklichung mittelst des dem Reichstag verantwortlichen Kriegsministers durchzusetzen, der jeweils auch seine Vorschläge und Befehle wunschgemäß durchzuführen hatte, wenn er nicht abgesetzt werden wollte.³⁶ Das war eben keine demokratische, sondern eine absolutistische Regierungsweise und die Opposition im Reichstage befand sich in der Minderheit. Auch die übrigen höchsten Stellen im Heere wurden auf diese Weise meist mit Männern besetzt, von denen kein Widerspruch zu erwarten war, wie z. B. die Ernennung des Grafen Moltke, dem Neffen des alten Moltke. Es war ganz allgemein bekannt, dass derselbe zwar ein sehr frommer und grundständiger Mensch war, aber für eine grosszügige Führung völlig ungeeignet.³⁷ Er selbst bat den Kaiser zweimal, ihm diese verantwortungsvolle Führungsrolle nicht zu übertragen, was aber der Kaiser mit den berühmt gewordenen Worten abtat: „Sie bleiben, Ihr Name genügt mir“. Hierzu muss auch auf die (meist unbekannt) Tatsache hingewiesen werden, dass in den Generalstab mit seiner sehr schweren Aufnahmeprüfung unter Wilhelm dem 2ten rund ein Viertel seines Bestandes ohne jegliche Prüfung einfach auf Befehl des Kaisers aus dem alten Adel seiner Garderegimenter hereingenommen wurden und wenn sie noch so unfähig waren. Ihr alter Adel genügte ja!!

Für die Kehrseite dieser ganz unverantwortlichen Methode sei noch ein Beispiel angeführt: Bei einem Manöver war unser Regiment einer Division zugeteilt, welche von einem damals noch mir unbekannt, später aber mir per-

³⁶ Hepp gibt ein geradezu vernichtendes Urteil über Hans von Plessen (1841 bis 1929) ab. Die neuere Forschung beschreibt Plessen dagegen als Mann, der sehr wohl um die charakterlichen und intellektuellen Schwächen und die labile Psyche Kaiser Wilhelms II. wusste. Plessen habe dann während des Krieges – eben im Wissen um die Psyche des Monarchen – versucht, diesen von allzu negativen und belastenden Informationen fernzuhalten. Im Detail üben die Tagebücher Plessens durchaus Kritik am Kaiser, an dem Plessen aber dennoch immer loyal festhielt; dazu Holger Afflerbach: Wilhelm II. als oberster Kriegsherr. Tagebücher und Kriegsbriefe geben Aufschluss über die Rolle des deutschen Kaisers und den Alltag seiner engsten Umgebung. – In: Akademie Publikationen 2006, Heft 1/12, vgl. dazu die Rezension http://www.badw.de/aktuell/akademie_aktuell/2006/heft1/12_Afflerbach.pdf, abgerufen 24. März 2020. Zu der von Hepp genannten Beeinflussung bei der Berufung neuer Kriegsminister sagt die neuere Forschung nichts. Unplausibel ist der von Hepp beschriebene Einfluss Plessens aber nicht.

³⁷ Helmuth von Moltke der Jüngere (1848 bis 1916), seit 1906 Chef des Großen Generalstabes, spielte bereits in seinen Kriegsplanungen, als er den Schlieffen-Plan verwässerte, eine verhängnisvolle Rolle. In der Juli-Krise trug er zur Zuspitzung der Verhältnisse bei, und in den ersten Kriegswochen versagte er völlig. Nach einem Nervenzusammenbruch wurde er kaltgestellt und als Chef des Großen Generalstabes abberufen. Hepps Urteil über Moltke ist also vollauf zutreffend. Vgl. aus der umfangreichen Literatur über Moltke als ersten Überblick: Heinrich Walle: Moltke, Helmuth. – In: NDB 18 (1997), S. 17 f.



Hepp nahm am Kaisermanöver 1912 in Sachsen teil; von Großereignissen wie den Kaisermanövern wurden immer offizielle Fotos vertrieben: Hier die kaiserliche Familie.

sönlich nahestehenden General v. Süßkind aus Bächingen a. d. Brenz (bei Ulm) kommandiert wurde. Da die Führung seiner Division ganz ausgezeichnet war, auch seine Kritiken am Schluss des Manövers, in ruhiger, sachlicher Art vorgebracht ein grosses Können bewies, sagte ich hierbei zu einem neben mir stehenden Generalstabs-Offizier: „Unser General hat seine Sache wirklich tadellos gemacht, ich nehme an, dass er nun ein Korps bekommen wird“. Da lachte dieser laut hinaus und antwortete: „Denken Sie denn, Hepp, wissen Sie nicht, dass der Adel unseres Generals v. Süßkind,³⁸ nicht einmal 100 Jahre alt ist, mit solch einem jungen Adel kann man doch niemals

ein Korps bekommen.“ So geschah es auch. Was nützte denn auch die unaussprechliche Tapferkeit unserer Truppen, wenn, wie in der Marneschlacht, so unglaubliche Fehler von einzelnen unfähigen Führern gemacht wurden. Leider war der Kaiser auch von einer grossen Selbstüberhebung besessen, durch welche er nicht zur Selbsterkenntnis gelangen konnte und sein Tun und Handeln stand oft völlig im Gegensatz zu seinen Reden und Ermahnungen.³⁹

Bezeichnend hierfür waren seine Worte am Ende des Kaisermanövers 1912 in Sachsen. Nach der 3 stündigen Kritik am Ende des Manövers richtete er noch lange und dringende Ermahnungen

³⁸ General Richard von Süßkind-Schwendi (1854 bis 1946). Die Familie war 1821 vom bayerischen König geadelt worden (https://www.wikiwand.com/de/Freiherren_von_S%C3%BC%C3%9Fkind, abgerufen 24. März 2020), sein Adel war also in der Tat noch keine 100 Jahre alt. Hepps Erläuterungen, die er als wertvoller Zeitzeuge aus erster Hand geben kann, geben einen bemerkenswerten Einblick in die Kriterien der Stellenbesetzung in der höheren Militärführung. Süßkind hatte im August 1914 das Kommando der 2. Garde-Reserve-Division übernommen, wurde aber schon am 13. September 1914 mitten in den entscheidenden Kämpfen der Marneschlacht dieses Amtes entbunden, was auf unzureichenden Erfolg oder Überforderung hinweisen dürfte. Näher untersucht ist dieser Fall nicht. Für den Rest des Krieges war er Kommandierender General des Stellvertretenden Generalkommandos des XV. Armeekorps in Straßburg (https://de.wikipedia.org/wiki/Richard_von_S%C3%BC%C3%9Fkind-Schwendi, abgerufen 24. März 2020).

³⁹ Hepps Insiderwissen vermittelt hier Einblicke, die es andernorts nicht gibt.



Kaisermanöver 1912: Der alte Feldmarschall Haeseler und Kaiser Wilhelm II.

an uns, sein Offizierkorps, und schloss mit den Worten: „Und was ich vor allem von Ihnen verlange, meine Herren, das ist, dass Sie Charakter haben“ und mit hoherhobenem Arm hinaus-schmetternd: „Charakter, meine Herren, Charakter ist mir mehr wert als korrekte Mittelmässigkeit!“ Beim Fortreiten sagte dann Ziethen zu mir: „Na, Hepp, was sagen Sie zu dieser Rede?“ Ich antwortete ihm: „Er hat mal wieder glänzend gesprochen, nur kommen mir seine Schlussworte etwas merkwürdig vor.“

Hierauf erwiderte Ziethen: „Ja, da haben wir es leider wieder einmal, er will uns von Charakter haben predigen und er ist doch derjenige, der keine charaktervollen Männer um sich duldet und jeden Charakter sofort absetzt, der ihm zu widersprechen wagt, der versucht, ihm die Augen zu öffnen über die unheilvolle Wirklichkeit der Lage.“ In Kenntnis dieser Lage und der Wirklichkeit war daher auch mein früherer felsenfester Glaube an ein tadelloses, immer noch weit überlegenes Heer, fast völlig zusammengebrochen, so dass ich, wie auch meine mit mir befreundeten

Kameraden von der Schiessschule nur mit allergrösster Sorge in die weitere Entwicklung und Zukunft blickten. Dabei war aber der Kaiser ein sehr begabter und besonders vielseitiger Mensch.

Beurteilung der Politik Kaiser Wilhelms II., Churchills, Haldanes, Poincarés

Ich möchte aber hier nicht versäumen, die Gründe anzuführen, welche einerseits infolge der damaligen politischen Lage und andererseits infolge unserer militärischen Unterlassungssünden die Lage Deutschlands so gefährdend erscheinen liessen.

Der Grundfehler der Politik Wilhelms II. war ja bekanntlich die Tatsache, dass er im Gegensatz zu Bismarck das seitherige freundschaftliche oder mindestens korrekte Verhältnis zu England durch sein Krügertelegramm und ganz besonders seine Flottenpolitik so völlig zerstörte, dass England sich der Einkreisungspolitik unserer Nachbarn anschloss. Doch versuchte England noch einmal

zu einer Verständigung mit uns zu kommen, indem es durch Lord Haldane unserem Kaiser Vorschläge über die beiderseitigen Flottengrößen und unsere Kolonialpolitik unterbreiten liess, die jedoch vom Kaiser abgelehnt wurden, womit die Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich endgültig begraben wurde.⁴⁰

Hierzu sei kurz ein interessantes persönliches Erlebnis eingeschaltet, //^x das mir die nähere Bekanntschaft mit diesem Herrn und seinem damaligen Adjutanten Mr. Churchill vermittelte. Die beiden Herren waren vom Kaiser als Entschädigung für ihr ergebnisloses Bemühen zum Kaisermanöver eingeladen worden, das ich gemeinsam mit meinem Vetter Schirmer (damals noch Hauptmann bei der Artillerie-Prüfungskommission in Berlin) in Zivil mitmachte, weil wir dabei in täglicher Verbindung mit einem Freund von ihm, dem Generalstabsoffizier 1A auf der Gegenseite vom Kaiser, über die höhere Führung von Truppen Einiges lernen wollten. Wir bekamen nun von diesem Herrn jede Nacht den Situationsbericht, waren also dauernd eingehendst über die jeweilige Lage orientiert, wobei wir zufällig eines Morgens in aller Frühe auf einem der besten Ueberblicke über das

Manövergelände gewährenden höchsten Steinriegel auf die beiden Engländer stiessen, denen ein deutscher Generalstabsoffizier beigegeben war, den Vetter Hermann Schirmer persönlich kannte. Nach gegenseitiger Vorstellung bemühten sich diese Beiden fast nur um den Lord, während ich mich etwa 5 Stunden lang mit unserem ganz unbedeutend aussehenden, aber später so berühmt gewordenen Feind Winston Churchill unterhielt und ihm die sich gerade an diesem Tage hochdramatisch zuspitzende Situation erklärte, in dem von dem Führer, Generaloberst von Bock und Pollach⁴¹ mit 2 Armeekorps die 3te des Kaisers von der Flanke her aufgerollt und grösstenteils gefangen und kampfunfähig gemacht wurden. Selbstverständlich wurde er zum Dank dafür nachher sofort pensioniert.⁴²

Doch nun zurück zu den Folgen der vergeblichen Bemühungen von Lord Haldane um eine Verständigung. Mit der Rückendeckung durch England wurde das russisch-französische Bündnis weiter gefestigt, sodass nach dem Besuch von Poincaré beim Zaren ganz intensiv gerüstet wurde.⁴³ Es wurde unserem Generalstab sehr bald bekannt, dass Russland seine sibirischen Korps an

⁴⁰ Hepp bezieht sich hier auf die Haldane-Mission. Lord Richard Haldane (1856 bis 1928), seit 1905 Kriegsminister und seit 1912 Lordkanzler, verhandelte mit Kaiser Wilhelm II. und Großadmiral Alfred von Tirpitz (1849 bis 1930) über ein Flottenabkommen mit Deutschland. In seiner Zeit als Kriegsminister hatte er die organisatorischen und militärischen Vorbereitungen für den Einsatz der britischen Armee als Verbündeter Frankreichs auf dem europäischen Festland vorbereitet. Inwiefern Hepps Interpretation der Verantwortung für den Kriegsbeginn zutrifft, sei dahingestellt. Genau dies ist seit Jahrzehnten Gegenstand der historischen Forschung. Nachdem durch die sogenannte Fischer-Schule viele Jahrzehnte lang die Verantwortung auf deutsches Weltmachtstreben, verbunden mit maßlosem diplomatischen Dilettantismus geschoben wurde, haben sich im Umfeld des 100 Jahre zurückliegenden Kriegsbeginns 2014/2019 die Gewichte wieder stark in Richtung eines kollektiven Versagens der europäischen Politik weg von einer deutschen Alleinverantwortung gewandelt. Die Verantwortung Russlands, Frankreichs und Großbritanniens wird in der neueren Forschung wieder mehr betont, die englische Kooperationsbereitschaft gegenüber Deutschland wird demgegenüber heute nicht mehr so gesehen. Vgl. dazu z. B.: Christopher Clark: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. München 2014; Sean McMeekin: The Russian Origins of the First World War. Cambridge (Mass.) 2011 (deutsch: Russlands Weg in den Krieg. Der Erste Weltkrieg – Ursprung einer Jahrhundertkatastrophe. München, Wien 2014); Gerry Docherty, Jim Macgregor: Hidden History. The Secret Origins of the First World War. 2013 (deutsch: Verborgene Geschichte. Wie eine geheime Elite die Menschheit in den Ersten Weltkrieg stürzte. Rottenburg 2014); Sean McMeekin: Russlands Weg in den ersten Weltkrieg – Ursprung der Jahrhundertkatastrophe. Berlin 2014; Rainer R. Schmidt: Revanche pour Sedan. Frankreich und der Schlieffenplan. Militärische und bündnispolitische Vorbereitung des Ersten Weltkrieges. – In: HZ 303 (2016), S. 393 bis 425.

⁴¹ Gemeint ist Generaloberst, später Generalfeldmarschall Max von Bock und Polach (1842 bis 1915). Er schied 1912 altershalber aus dem Dienst aus. Rangliste der Königlich Preussischen Armee und des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps für 1914, Hg. vom Kriegsministerium. Berlin 1914, S. 180.

⁴² Bock hatte schon im Frühjahr 1912 um seine Pensionierung nachgesucht, die im September gewährt wurde. Ein Zusammenhang mit dem Manöver ist nicht erkennbar. Hepps persönliche Churchill-Episode ist in der bisherigen Forschung ganz unbekannt.

⁴³ Hepp gibt hier die Zusammenhänge etwas verkürzt wieder. In der Tat arbeiteten Russland und Frankreich 1914 militärisch eng zusammen. Auch der Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes – teils vierspurige Bahntrassen, die an der deutschen Grenze endeten – zum raschen Heranbringen russischer Truppen ist zutreffend. Allerdings haben diese 1914 schon seit Jahren laufenden Maßnahmen nichts mit dem Besuch des französischen Staatspräsidenten Raymond Poincaré (1860 bis 1934) beim Zaren in St. Petersburg zu tun. Dieser verhängnisvolle Besuch auf dem Höhepunkt der Julikrise 1914, bei dem Poincaré dem Zaren für den Kriegsfall die unbedingte Unterstützung Frankreichs zusagte, hat entscheidend zur Entfesselung des Krieges beigetragen. Mit solcher Rückenstärkung begann Russland am Tage nach Poincarés Abreise mit der Mobilmachung seiner Truppen, und der Zar war auch trotz eines beschwörenden Telegramms von Kaiser Wilhelm II. nicht bereit, die Mobilmachung einzustellen.



Noch ein Bild vom Kaisermanöver 1912, überschrieben mit „Papa als Reserve-Offizier bei der Schiessschule Jüterbog bei der Garde“. Gemeint ist offenbar, dass Hepp mit Kameraden der Gardeartillerie von der Schießschule Jüterbog am Kaisermanöver teilnahm.

seine Westgrenze verlegte und das Eisenbahnnetz in Polen fieberhaft ausbaute und dass Frankreich mit England ihre Meeres- und Flottenstärke in beschleunigtem Tempo vermehrten. Man hätte nun glauben müssen, dass bei dieser furchtbaren Bedrohung durch unsere 3 mächtigen Nachbarn auch für unser deutsches Landheer alles nur Mögliche getan würde, um für die mit Sicherheit vorauszuhende kriegerische Auseinandersetzung genügend vorbereitet zu sein. Aber fast nichts geschah. Mit einem ganz unbegreiflichen, um nicht zu sagen sträflichen Leichtsinne des Kaisers und seiner ihn umgebenden Berater, wurden alle diese Warnungszeichen ignoriert und nicht nur das, der Kaiser schrieb zudem in unbegreiflicher Verblendung noch Privatbriefe an den Zaren, welche von Beschimpfungen über den englischen König Eduard strotzten, was später einwandfrei bekannt wurde.⁴⁴

Für den Kriegsausgang entscheidende deutsche Fehler

Im Folgenden möchte ich ausserdem wenigstens die grössten, in ihrer Wirkung auf den Kriegsausgang verheerendsten Fehler aufzählen, deren Beseitigung vom Generalstab und von unserer Schiessschule „der schweren Artillerie“ umsonst erstrebt und angefordert wurde.

1. Frankreich hatte von seiner Nord- bis Südgrenze, also von Belgien bis zur Schweiz, ein ununterbrochenes Verteidigungssystem völlig ausgebaut, mit einer Sperrfortlinie der Grenze entlang, gestützt auf die 4 rückwärtigen modernen Festungen, Verdun, Toul, Epinal und Belfort, ein für die damaligen Waffenwirkungen uneinnehmbares Hindernis. Wir waren dadurch gezwungen, unter Ver//^{xl}letzung der belgischen und hollän-

⁴⁴ Es scheint, dass Hepp sich hier auf folgende Veröffentlichung stützt: Briefe Wilhelms II. an den Zaren. Hg. und eingeleitet von Walter Goetz. Berlin 1920, S. 117, 120, 197, 206, 211 f., 227, 238, 240, 242 f., 265. Die Äußerungen Wilhelms II. betreffen eher die britischen Medien und die britische Gesellschaft, weniger den britischen König.

dischen Neutralität⁴⁵ mit grossem Zeitverlust über diese Länder hinweg nach Frankreich hineinzugelangen zu einer Zeit, wo der Russe schon in Deutschland eingefallen war, weshalb aus der an sich schon dünnen deutschen Front im Westen 2 Korps herausgenommen werden mussten, dort aber erst nach die [recte: den] durch Hindenburgs Genie gewonnenen Russenschlachten eintrafen.⁴⁶ So dann wurden aber durch diese Sperrforts als Ausfallstore gegen Deutschland grosse Truppenmassen und eine Menge schwerer Artillerie gebunden, die wir beim Vormarsch so nötig hätten gebrauchen können. Denn wir selbst hatten von

Metz bis zur Schweiz nur uralte wertlose Festungen und nur das einzige Sperrfort „Mutzig“, dessen miserable Kriegsbereitschaft ich leider beim Kriegsbeginn kennenlernen sollte.⁴⁷

2. Von den nach Alter kriegstüchtigen Mannschaften hatte Frankreich 86 % ausgehoben und unter Waffen stehend, Deutschland dagegen nur 57 %, obwohl uns im Osten das zahlenmässig ungeheuer überlegene russische Heer bedrohte.⁴⁸ Unsere Heeresstärke war infolgedessen unseren Gegnern weit unterlegen, auch unter Einbeziehung unserer schwachen Bundesgenossen.⁴⁹ Dabei war ja aber der von unserem verstorbenen



Die 10-cm-Kanone 04, die Hepp gegenüber dem leichteren 7,7-cm-Geschütz vorgezogen hätte.

⁴⁵ Die holländische Neutralität wurde im Ersten Weltkrieg, anders als im Zweiten, nicht verletzt. Der von Schlieffen ursprünglich erwogene Vormarsch durch Holland wurde nicht in die Realität umgesetzt.

⁴⁶ Das bezieht sich auf die unter der Führung von Paul von Hindenburg (1847 bis 1934) und Erich Ludendorff (1865 bis 1937) gewonnenen Schlachten von Tannenberg und an den Masurischen Seen im August/September 1914.

⁴⁷ Bernard Bour: Die Feste Kaiser Wilhelm II. – In: Fortifikation. Sonderausgabe Nr. 3, 1996, S. 141 bis 154; Günther Fischer, Bernard Bour: Die Feste Kaiser Wilhelm II. Mutzig 1980 (frz. Ausgabe von 1992). Mutzig war als Festung auf dem technischen Stand der Zeit und durchaus modern. Auch die deutschen Festungen in Lothringen (Metz und Diedenhöfen) waren keineswegs veraltet. Dasselbe galt für den Befestigungsgürtel um Straßburg sowie die von der Forschung weitgehend ignorierte Festung Neu-Breisach. Hepp machte aber mit Mutzig im August 1914 sehr konkrete eigene Erfahrungen, die die Verteidigungsbereitschaft dieser Festung in einem denkbar schlechten Licht erscheinen lassen. Vgl. dazu das Kapitel „Der Kriegsbeginn im August 1914 – nach Straßburg versetzt – Einsatz bei der Festung Mutzig“ im BJB 2021.

⁴⁸ In der Tat hatte Frankreich sein militärisches Menschenpotenzial in den Jahren vor 1914 weit mehr ausgeschöpft als Deutschland. Hepps Prozentzahlen stimmen tendenziell mit dem überein, was auch die moderne Forschung sagt. Unter anderem wegen der gewaltigen Ressourcen, die in die deutsche Flottenrüstung flossen, standen nicht mehr genügend Mittel zur Verfügung, das Heer entsprechend auszubauen.

⁴⁹ Bei Kriegsbeginn war das nur Österreich-Ungarn, dessen Armee qualitativ und quantitativ nicht mithalten konnte. Das Osmanische Reich und Bulgarien als weitere (schwache) Verbündete Deutschlands traten erst Ende 1914 bzw. 1915 auf deutscher Seite in den Krieg ein. Auch ihre Armeen waren nicht mit denen Großbritanniens, Frankreichs oder Russlands vergleichbar. Die im Laufe des Krieges aufseiten der Entente eintretenden weiteren Mächte (1915 Italien, 1916 Rumänien, 1917 kriegsentscheidend die USA) verschoben die Kräfteverhältnisse weiter zu Ungunsten Deutschlands.

Generalstabschef, dem Grafen Schlieffen überkommene Feldzugplan uns mit überlegenen Kräften zunächst auf Frankreich zu werfen unter der Annahme, dass der Russe zur Mobilmachung lange Zeit gebrauchen werde (was aber im Lauf der Jahre infolge seiner fieberhaften Rüstung illusorisch wurde). Zudem liessen wir in unseliger Verblendung der für unsere Kriegsrüstung verantwortlichen Männer die Mannschaften für 8 Armeekorps unausgebildet,⁵⁰ welche uns bei Kriegsbeginn so bitter notwendig gewesen wären.

3. Unsere Feldartillerie war mit einem, dem französischen weit unterlegenen 7 cm Geschütz ausgerüstet, das eine um 2000 m kürzere Schussentfernung hatte,⁵¹ während die von der schweren Artillerie konstruierte und 1908 eingeführte 10 cm Kanone bei gleicher Feuergeschwindigkeit und weit grösserer Wirkung um 2000 m weiter schoss als die französische. Es wurde daher von unserer Schiessschule immer wieder beantragt, dass diese 10 cm Kanone als Hauptkampfgeschütz an die Stelle des Fußartilleriegeschützes treten und diese als Kavalleriedivisions-Begleitungs geschütz noch weiter Verwendung finden solle. Das scheiterte aber daran, dass der Kaiser auch für die 10 cm Kanone ein Auffahren im Galopp in jedem Gelände verlangte, was aber dieser auf weichen Boden nicht möglich war.⁵² Eine solch

lächerliche Äusserlichkeit wurde als entscheidend für eine solch grosse Verminderung der Kampfkraft des deutschen Heeres zu einer Zeit, wo technische Überlegenheit uns allein noch ein Übergewicht unserer Feinde garantieren konnte! Zudem wurden diese Batterien in so geringer Zahl genehmigt, dass auf [recte: auch] jedem Korps nur eine einzige zugeteilt werden konnte. Nun hatten wir zwar in der schweren 15 cm Feldhaubitze 02⁵³ mit der gegen lebende und [in] Feldddeckung [befindliche Ziele] hervorragend wirkenden Granate ein vorzügliches Geschütz eingeführt, dem anfänglich die feindlichen Heere nichts Gleichwertiges entgegenstellen konnten, weshalb sich unsere ganze Hoffnung für den Ernstfall auf dieses Geschütz konzentrierte. Seine Konstruktion gründete sich auf die im russisch-japanischen Kriege gemachten Erfahrungen, dass die Infanterie sich in relativ kurzer Zeit so weitgehend eingraben konnte, dass die leichten Kanonenbatterien mit ihrem Flachbahnschuss nur wenig //^{xii} und schliesslich gar keine Wirkung mehr hatten. Doch wurden wir auch hierin durch die viel zu niedrige Zahl der genehmigten Haubitze-Bataillone à 4 Batterien und der lächerlichen Zahl der für diese bereitgestellten Besspannungs-Mannschaften, resp. Abteilungen mit schweren Pferden, sehr enttäuscht. Unser Schiessschul-Regiment war das einzige in ganz Deutschland, welches eine kom-

⁵⁰ Im überlieferten Text heisst es irrtümlich: [...] die Mannschaften für den 8. Armeekorps [...].

⁵¹ Hepps Angaben über die Schussweite der deutschen 7,7-cm-Kanone und der französischen 7,5-cm-Kanone treffen zu: 7800 m zu 9800 m; vgl. auch die folgende Anmerkung.

⁵² Zunächst zur begrifflichen Klärung: Kanonen waren Geschütze, die hauptsächlich durch Flachfeuer wirkten; ihre Geschosse hatten primär eine gestreckte Flugbahn. Haubitzen waren Geschütze, die bei geringerer Geschwindigkeit im Steilfeuer schossen und so den in gedeckter Stellung befindlichen Gegner bekämpfen konnten. Standardwaffe der deutschen Feldartillerie (= leichte, bewegliche, d. h. pferdegezogene Artillerie) war die 7,7-cm-Feldkanone C 96 n/A (neuer Art), während die Franzosen die 7,5-cm-Feldkanone 97 verwendeten. Letztere zeichnete sich insbesondere durch ihre hohe Feuergeschwindigkeit aus (mit einer gut trainierten Bedienungsmannschaft bis zu 20 Schuss pro Minute), während die deutsche 7,7 langsamer schoss. Bei Kriegsbeginn 1914 waren an leichten Feldkanonen, ähnlich der deutschen 7,7 und der französischen 7,5 vorhanden: Deutschland 5 068; England 897; Frankreich 4 780; Österreich-Ungarn 1934; Russland: 6 278, also Mittelmächte zu Entente: 7 002 zu 11 955. Es ist nicht ganz klar, ob Hepp bei seinen Ausführungen zur 10-cm-Kanone die bei Kriegsbeginn in großer Zahl vorhandene 10,5-cm-Feldhaubitze 98/09 meint (1260 Stück; Frankreich hatte nur 84 vergleichbare Haubitzen, England 169, Russland 512, Österreich-Ungarn 420, also Mittelmächte zu Entente: 1680 zu 765). Hepps Ausführungen wären plausibler, wenn er die deutsche 10,5-cm-Kanone 04 meint, von der 1914 in der Tat nur 32 Stück vorhanden waren; sie hatte eine Reichweite von 10 200 bzw. 11 000 m (für Granate bzw. Schrapnell). Über die von Hepp genannten Motive, die leichtere 7,7 beizubehalten, findet man in der Literatur nichts – was nicht heißen muss, dass Hepps Überlegungen falsch sind. Dagegen wird in der Literatur betont, dass die deutsche 7,7 gegenüber der französischen 7,5 durchaus Vorteile hatte: geringeres Gewicht und damit bessere Beweglichkeit, einfache und stand sicherere Verankerung beim Schiessen und die Möglichkeit zu größerer Rohrerhöhung und damit zu indirektem Feuer (vgl. Linnenkohl, wie Anm. 33, S. 74 bis 89; David Nash: German Artillery 1914–1918. London 1970, S. 12 bis 25). Ob tatsächlich manöverbedingte Vorlieben des Kaisers für das Festhalten an der 7,7 als Standardwaffe der Feldartillerie maßgeblich waren, ist nicht so sicher. Es gab auch bei vielen Generälen eine ausgesprochen konservative Grundhaltung, an „bewährten“ Waffen festzuhalten.

⁵³ Vgl. zu ihr: Linnenkohl (wie Anm. 33), S. 91.

plette Bespannung hatte, bei erstklassigem Pferdmaterial, unser ganzer Stolz in den Manövern.⁵⁴

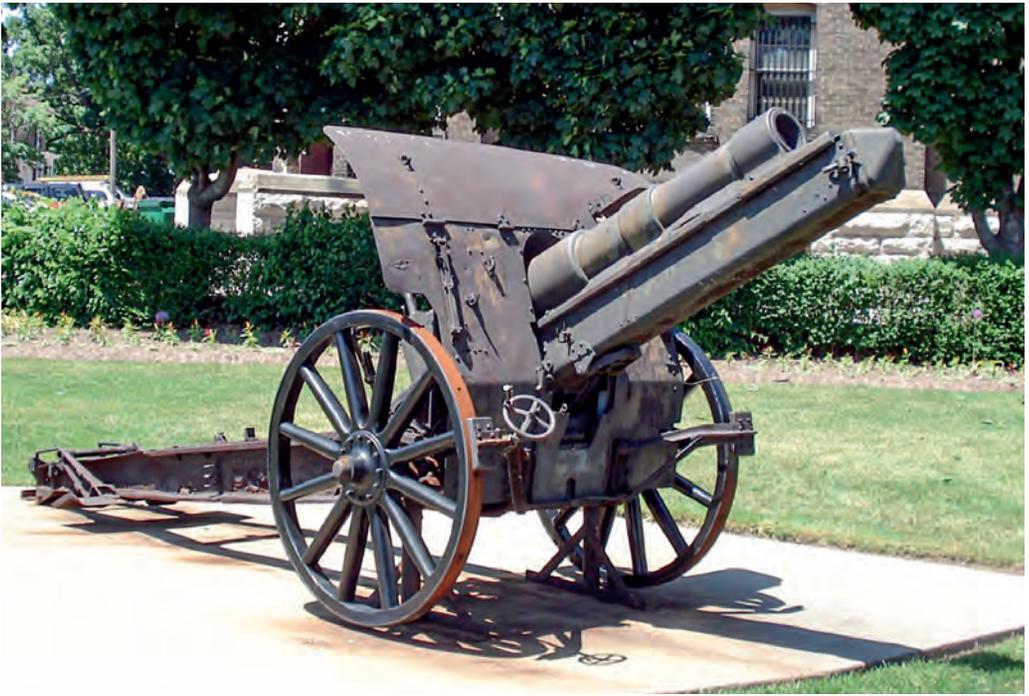
4. Wie in ihrem Geschütz so war unsere Feldartillerie auch in ihrem Schiessverfahren bei Kriegsbeginn noch völlig rückständig und zwar ebenfalls wegen der so schädlichen Vorliebe des Kaisers für das Auffahren im Galopp auf die Höhenstellungen herauf. Es war allerdings ein sehr schöner und äusserst schneidiger Anblick, aber ein leider äusserst verlustreiches Verfahren, weil bei dem hiermit verbundenen direkten Schiessen die Lage unserer Geschütze mit ihrem Mündungsfeuer weithin sichtbar wurde und nun von der gegnerischen Artillerie bei verdecktem Auffahren und indirektem Schiessen in aller Ruhe unter Feuer genommen werden konnte. Es hat einige Zeit gedauert, bis unsere Feldartillerie sich zum indirekten Verfahren, der Not gehorchend, umstellte. Aber noch ein halbes Jahr nach Kriegsausbruch wurde ich von unserem Artilleriekommandeur auf die Beobachtungsstelle eines Feldartillerie-Hauptmanns beordert, weil dieser ein indirektes Schiessen durchführen sollte, hierfür aber total unfähig war, wie ich feststellen musste. Das war insofern nicht so unfasslich, als ein mir befreundeter Reserveoffizier der Feldartillerie nach einer 8-wöchigen Übung im Frühjahr 1914 erzählte, dass er von indirektem

Schiessen immer noch keine Ahnung habe, dass von demselben wohl einmal gesprochen worden sei, aber keinerlei praktische Ausbildung hierfür gegeben worden sei. Es war also kein Wunder, dass wir von der „Schweren Artillerie“, bei der das indirekte Schiessen von Anfang an eine Selbstverständlichkeit war, uns über diese Zustände entsetzten und unsere beiderseitigen Schiessschulen im krassesten Gegensatz zu einander standen.⁵⁵ Dazu kam aber für den Kriegsbeginn ein weiterer, ganz schlimmer Umstand:

5. Durch unseren Oberst Ziethen war über den Generalstab 3mal an den Kaiser die Eingabe eingereicht worden, dass die Munitionsbestände der schweren Artillerie des Feldheeres, also aller unserer modernen Geschütze, allermindestens verdoppelt werden sollten, weil sie für den Ernstfall vollkommen ungenügend waren und vorauszusehen sei, dass bei der allzu beschränkten Zahl der vorhandenen Batterien der Einsatz derselben bei allen grösseren Entscheidungsschlachten dringend erforderlich würde. Der Aufwand hierfür hätte nur 20 000 000 M betragen, eine Bagatelle gegenüber den Flottenrüstungen. Die Antwort des Kaisers liess mich Ziethen bei meiner letzten Übung in Jüterbog lesen: Er hatte an den Rand derselben geschrieben:

⁵⁴ Hepps Aussage zu der zu geringen Zahl deutscher Haubitzen-Bataillone stimmt so nicht. Vgl. vorvorhergehende Anmerkung. An schweren Haubitzen (Kaliber bei allen kriegführenden Mächten um die 15 cm) war 1914 das Stärkeverhältnis folgendermaßen: Deutschland 416, England 86, Frankreich 104, Österreich-Ungarn 112, Russland 164, also Mittelmächte zu Entente 528 zu 354 (Linnenkohl, wie Anm. 33, S. 93). Zusätzlich besaß Deutschland 1914 216 schwere Feldhaubitzen Kaliber 21 cm, Frankreich hatte 326 – allerdings nicht bewegliche – Haubitzen vom Kaliber 22 cm; die anderen Mächte verfügten 1914 nicht über dieses Kaliber. Ebd., S. 93 f. Hepps Aussage, dass die Kriegsgegner der deutschen 15-cm-Haubitze *nichts Gleichwertiges entgegenstellen konnten*, stimmt angesichts dieser Zahlen nicht ganz.

⁵⁵ Es geht hier um die für Artilleristen elementar wichtigen Verfahren des direkten oder indirekten Schießens. Das direkte Schiessen bzw. Richten war üblich, seit es Geschütze gab: Die Bedienungsmannschaft sah das Ziel und richtete ihr Geschütz direkt darauf. So waren noch die Kriege von 1866 und 1870/71 geführt worden. Es kam hier nur darauf an, mit den pferdegezogenen Geschützen möglichst schnell aufzufahren, abzuprotzen (also die Geschütze von den pferdegezogenen Lafetten auf den Boden herunterzubringen) und das Feuer zu eröffnen. Im russisch-japanischen Krieg von 1904/05 hatte dagegen erstmals Artillerief Feuer im indirekten Richten eine Rolle gespielt. Dabei standen die Geschütze ohne Sichtkontakt zum Ziel in einer Deckung und richteten ihre Rohre seitwärts und in der Rohrerhöhung allein nach den Angaben eines Artilleriebeobachters aus, der das Ziel sah und seine Richtwerte an die feuernde Batterie durchgab. Der jeweilige Richtschütze visierte mit seinem Richtkreis nicht das tatsächliche Ziel an, sondern ein Hilfsziel (eine in den Boden gesteckte Messlatte, einen Baum oder einen markanten Geländepunkt *hinter* dem Geschütz; es ging nur darum, einen festen, unverrückbaren Punkt als Hilfsziel zu haben, auf dessen Basis die optischen Richtgeräte am Geschütz ausgerichtet werden konnten). Das indirekte Richten war mathematisch anspruchsvoll und von der Optik her völlig unauffällig, bot also bei Manövern keinen spektakulären Anblick. Konservative Generale sträubten sich deshalb lange gegen die Einführung des indirekten Schießens und Richtens bei der Feldartillerie, d. h. der leichten Artillerie, obwohl dieses bei der Fußartillerie, also der schweren Artillerie, längst eingeführt war (vgl. Linnenkohl, wie Anm. 33, S. 137 bis 148). Hepps Ausführungen bieten insofern durchaus einen bemerkenswerten Einblick in die Ausbildungsrealität der Feldartillerie vor 1914. Andererseits hat dem Herausgeber dessen alter Lehrer Gotthold Scheytt, im Ersten Weltkrieg Artillerist, berichtet, dass er als Geschützführer einer 7,7-cm-Feldkanone bereits im Herbst 1914 ohne Weiteres und routiniert indirekt gerichtet habe. Scheytt hat berichtet, dass er als Richtschütze 1914 von seinen Offizieren ausdrücklich für sein gutes indirektes Feuer gelobt worden sei. Rainer Sammet weist auf ein Foto eines in offener Feuerstellung bei Schirmeck zusammengeschossenen Geschützes des Reserve-Feldartillerie-Regiments 26 hin; das Regiment hatte am selben Tag 20 Tote zu verzeichnen. Max Klaus: Das württembergische Reserve-Feldartillerie-Regiment Nr. 26 im Weltkrieg 1914–1918 (Die württembergischen Regimenter im Weltkrieg 45). Stuttgart 1929, S. 10.



Die von Hepp erwähnte schwere Feldhaubitze 02, hier in der etwas moderneren Ausführung 02/13, die ein um zwei Kaliberlängen verlängertes Rohr hatte.

„Vorlage bei Reichstag zur Zeit nicht opportun, kann im Frühjahr 1916 wieder eingereicht werden.“

In diesem Satze kommt neben seiner völligen Missachtung der so drohenden Wirklichkeit seine verhängnisvolle Einstellung zum Reichstag ganz typisch zum Ausdruck. Obwohl die damalige Sozialdemokratie alle Heeres- und Marinevorlagen prinzipiell ablehnte, lebte der Kaiser in der ihm von seiner Umgebung suggerierten Einbildung, er sei bei der //^{xiii} deutschen Arbeiterschaft ungemein beliebt. Da er nun aber von seinen ungeheuer kostspieligen Flottenausrüstungsplan sich vom Reichstag nichts abstreichen lassen wollte und er zugleich die Arbeiterschaft bei guter Stimmung zu halten versuchte, wich er in unverantwortlicher Weise auch bei den hier aufgeführten allerdringlichsten Erfordernissen des in einem kommenden Kriege doch ausschlaggeben-

den Landheeres von der Volksvertretung zurück und liess es nicht einmal zu einer eingehenden Orientierung des deutschen Volkes über die Gefährlichkeit unserer damaligen Lage kommen, das grösstenteils, wie einst auch ich überzeugt war, dass unsere Kriegsrüstung ausgezeichnet sei.⁵⁶ Über die Folgen der Ablehnung der Vermehrung unserer Munitionsbestände nur einige Beispiele: 8 Tage vor der Marneschlacht traf ich, von den Vogesen kommend, in Strassburg einen Regimentskameraden, der mit einer 10 cm Batterie den Vormarsch durch Belgien gemacht hatte. Er erzählte mir, das sämtliche 10 cm Batterien zurückgenommen werden mussten, weil ihre gesamte Munition schon verschossen war und in ganz Deutschland keine einzige Munitionsfabrik diese Geschossart anfertigen konnte, bzw. hierfür bereitgestellt war. Sodann erzählte mir späterhin einer meiner Offiziere der diesen Vormarsch als Kolonnen-

⁵⁶ In der Tat gab es im Reichstag immer wieder heftige Debatten um die Artillerie, aber dabei ging es eher um die Qualität und die Kosten der Feldkanone 96, die vom sozialdemokratischen Abgeordneten August Bebel (1840 bis 1913) schon 1903 heftig kritisiert wurden. Vgl. Linnenkohl (wie Anm. 33), S. 72 f.

offizier eines schweren Feldhaubitzenbataillons erlebt hatte, dass auch die 4 Batterien seines Bataillons total verschossen waren und er deshalb den Befehl erhielt, mit seiner Kolonne quer zur Marschrichtung zu irgendeinem Haubitzenbataillon benachbarter Divisionen durchzustossen und Munition zu erbetteln. Er kam nach 3 Tagen zurück mit 4 Granaten, sodass also jede Batterie nur mit einem einzigen Schuss in die Marneschlacht ging. Was Wunder, dass diese zum Stehen kam und der ganze Kriegsplan damit vereitelt wurde. Und ich selbst musste in den Vogesen, wohin ich mit einer Haubitzenbatterie beordert war, erleben, dass für uns ein allgemeines Schiessverbot erging und ohne eine besondere Sondererlaubnis der Division kein einziger Schuss abgegeben werden durfte.⁵⁷

Alle weiteren Folgen unserer mangelhaften Kriegsausrüstung sollen im Einzelnen bei späterer Schilderung meiner Kriegserlebnisse dargelegt werden.

Materielle Verhältnisse im Forstdienst, Bekanntschaft mit Renée⁵⁸

Nummehr aber zurück bis zur Zeit meiner Verlobung und von da ab bis zum Kriegsausbruch. Im Herbst 1902 war ich als Forstreferendar einige Monate auf die Forstdirektion nach Stuttgart versetzt worden. Zur gleichen Zeit hatte meine Schwester Clara die Cousine ihres Mannes, des von Hamburg nach Stuttgart übersiedelten Dr. med. Max Wolter, zu sich eingeladen. So lernte ich dort diese mir schon vorher als ein besonders reizendes weibliches Wesen geschilderte Cousine, Renée Nicole, aus Wiesbaden kennen. Wir sahen uns zum erstenmal unter dem von dem brennenden Lichterglanz erstrahlenden Christbaum am Neujahrsabend und unser beider Augen erstrahlten nicht nur von dem Widerschein der brennenden Kerzen! Es war gegenseitig die grosse Liebe auf den ersten Blick!

Und bei späterem häufigerem Zusammensein, einschliesslich eines Alpenvereinsballs, reifte der Entschluss in uns, trotz entgegenstehender äusserer Hindernisse, einander für immer anzugehören. Die Gehälter der Beamten waren nämlich damals noch ganz miserabel. Nach dem teuren Studium, dem Einjährigen und 2 er Jahre Referendarzeit ohne jegliche Entschädigung erhielt man endlich mit 27 Jahren 2 Jahre lang ein Taggeld von 5 M., späterhin 6,50 M und nach fester Anstellung als Oberförster jährlich ganze 2400 M, alle 3 //^{XIV} Jahre um 300 M steigend, bis man endlich mit rd. 40 Jahren als Forstmeister einen Anfangsgehalt von 3600 M im Jahre erhielt. Bei schlechtem Examen erreichten Viele diese erst mit 45 Jahren. Und meine lb. Mutter bekam als Witwe nur 900 M im Jahr, war dabei gezwungen die Ausgaben für mich aus ihrem Vermögen zu nehmen und die Zinsen für sich zu verwenden, sodass sie mich nicht weiterhin unterstützen konnte.

Vater Nicole hatte sein nicht unbeträchtliches Vermögen aus einem französischen Bankkrach völlig verloren, sodass nach seinem Tode Mutter und Tochter sich durch Haltung von Pensionären und Stundengeben ihr Brot verdienen mussten. Durch einen Zufall lernte damals Renée, als sie 14 Jahre alt war, den Prinzen und die Prinzessin von Solms-Braunfels kennen. Sie hatten keine Kinder und schlossen Renée mit einer rührenden Liebe ins Herz. Der Fürst regierte ein kleines Fürstentum in Braunfels a/ Lahn. Es ist ein Zeichen von der Anmut und dem Charme Eurer Mutter, dass dieses ungemein edle und distinguierte Ehepaar sie nun ständig zu sich einlud und an allen grösseren und kleineren Festlichkeiten der Wiesbadener ersten Gesellschaft teilnehmen liess. Die Fürstin hatte zudem eine Hauswirtschaftsschule gegründet und nahm Renée nach Beendigung ihrer Schulzeit unentgeltlich dort auf. Sie war dann 1 Jahr dort. Nach unserer späteren Verlobung nahm die inzwischen verwitwete Fürstin Renée längere Zeit zu sich auf ihre wunderschöne Burg, Schloss Braunfels a/ Lahn, wo sie

⁵⁷ Die akuten Munitionsmängel bei den deutschen 10-cm-Batterien (es müssen hier eindeutig 10,5-cm-Haubitz-Batterien gewesen sein und nicht die äußerst seltenen 10,5-cm-Kanonen) sind in der bisherigen Forschung nicht bekannt. Es ist aber nicht anzunehmen, dass Hepp sich diese sehr konkrete Darstellung einfach nur ausgedacht hat. Solche organisatorischen Fehlleistungen wurden natürlich wohlweislich nach dem Krieg nicht in die offiziellen Regimentsgeschichten aufgenommen. Durchaus bekannt ist der Mangel an Artilleriemunition im Herbst 1914 und im Winter 1914/15, aber der betraf alle kriegsführenden Staaten. Vgl. dazu Bruno Thoss: Munitionskrise. – In: Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz, in Verbindung mit Markus Pöhlmann: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn, München, Wien, Zürich ²2004, S. 727 f.

⁵⁸ Das Folgende ist nicht in der Internetfassung enthalten.

dann von ihrer ganz hervorragenden Köchin das Kochen noch gründlicher erlernen durfte.

Und zu unserer Verheiratung erhielten wir u. a. ihren sog. Schwarzen Salon, echte Möbel aus der napoleonischen Zeit, handgeschnitzt, zudem ein Klavier aus Ebenholz und die ganze Leinenaussteuer. In diesem Salon empfing s. Durchlaucht alle s. Zt. Regierenden Fürstlichkeiten, sehr oft den deutschen Kaiser, wenn dieser zu den Festspielen des Hoftheaters nach Wiesbaden kam, den Zaren und sehr häufig den König von Schweden, mit dem Ihre Durchlaucht, die Prinzessin Ebba, besonders befreundet war. Sie war in ihrer Jugend in St. Petersburg am zaristischen Hofe eingeführt worden, war von Geburt eine Finnländerin, Tochter des Gouverneurs von Finnland, Alexander von Lavonius.

Es war natürlich verständlich, dass meine Mutter und meine Geschwister meinten, dass diese Cousine Renée durch den Umgang mit den allerhöchsten Herrschaften sehr verwöhnt sei und sich auf dem Lande draussen auf die Dauer nicht wohl fühlen werde und dass vor allem auch unsere pekuniären Verhältnisse eine Heirat nicht zuließen. Sie kannten damals eben noch nicht die ungeheure Energie und Arbeitskraft, welche in diesem zarten Körper steckte. Gottlob sind wir, trotz aller Warnungen in unserem Entschluss fest geblieben, weil wir einen unerschütterlichen Glauben hatten, dass wir mit vereinten Kräften über alle Schwierigkeiten Herr würden.

Verlobung und Heirat

Und die Zukunft hat gezeigt, dass wir Recht hatten. Nach meinem wohlbestandenem zweiten Staatsexamen verlobten wir uns im Herbst 1903. Mit dem Heiraten aber mussten wir leider noch 3 lange bittere Jahre warten, weil damals der Vater Staat uns Forstassessoren das Heiraten verbot, so lange wir in unständiger Verwendung zu Vertretungen oder besonderen Hilfsarbeiten hin und her versetzt wurden. In dieser Zeit war meine Braut 2 mal in England bei ihrer Freundin Myra Carew-Hunt und oft in Braunfels auf der Burg und auf Wunsch meiner Mutter in einem schwäbischen Pfarrhaus bei einer Cousine, Helene Köstlin, um die Verhältnisse //^{xv} eines schwäbischen Landhaushalts kennen zu lernen und sich mit der schwäbischen Ausdrucksform bekannt zu machen.

Nach diesen Vorbereitungen zur Ehe auf dem Lande war ich dann endlich so weit (im Herbst 1905), dass mir mein Forstdirektor Graner nach ziemlich hartnäckigen Auseinandersetzungen mit dem Oberhofjägermeister, Freiherr von Gaisberg, die ständige Stelle beim Hofjagdamt in Entringen überliess, obwohl dieser Letztere als früherer Dragoneroffizier diesen Platz einem Reserveoffizier der Kavallerie zuerteilt haben wollte. Daher war von vorneherein mein Verhältnis zu dieser, ich muss leider sagen – typischen Hofschranze – ein etwas gespanntes und führte späterhin zu einer Explosion, wobei ich ihm, vor meinem Vorgesetzten, Forstmeister Müntz und vielen Förstern und Treibern für eine Unverschämtheit und zudem noch verlogene Behauptung über die jagdliche Art unserer Königin, eine Ohrfeige anbot. Ums Haar hätte es ein Duell gegeben, aber blitzschnell überlegte er, dass er Unrecht hatte und



Forstamtman
Theodor Hepp
um 1910, wohl
in Entringen
oder Gomarinen.



Renée Hepp
um 1910.

dass es ihm seine Stellung kosten könnte, und er nahm die Behauptung zurück und entschuldigte sich, zur Freude aller Anwesenden, besonders aber der unteren Beamten, die er oft schlecht behandelte.

Die Zeit in Entringen, insbesondere die Hofjagden

Im Uebrigen lebten wir nach unserer Verheiratung wie im Paradiese, das keiner Steigerung bedurfte, oder möglich gewesen wäre, als Du dann, mein lieber Ernst nach 1 Jahre zur Welt kamst. Und mit welcher unendlicher Liebe und Sorgfalt Du damals und fernerhin von Deiner, auch im Kleinsten treuen Mutter gepflegt und auferzogen worden bist, das hast Du wohl am besten selber in Erinnerung und wirst bis an Dein Lebensende dankbar dafür sein. Die Entringer Zeit wurde uns Eltern auch dadurch zu einer ungetrübten Erinnerung, weil wir pekuniär besser gestellt waren, als es an irgend einer anderen Stelle in Württemberg gewesen wäre, weil unsere Forstamtswohnung mit Garten, Acker und Scheuer jährlich nur 100 M kostete und ich zudem vom Hofjagdamt eine Zulage erhielt.

Diese 3 Jahre beim Hofjagdamt waren für mich menschlich ungemein interessant und jagdlich ausserordentlich lehrreich. Von den 5 zum Hofjagdamt gehörigen Forstämtern des Schönbuchs war Entringen das grösste und hatte in seinem Bereich, ausser den besten Brunftplätzen im Goldersbachtal, die kgl. Jagdhütte auf dem Steingart, mit wundervollem Blick über den Schönbuch hinweg zu den hohen Bergen der Alb hinüber. In dieser Jagdhütte wohnte der König mit meinem Forstmeister Müntz, mit mir und dem Leibjäger während der Brunftzeit, welch letzterer unser Koch und Mädchen für alles war, da der König durch niemand sonst gestört sein wollte. In seiner ungemein lebenswürdigen und bescheidenen Art, die ihn ja auch bei seinem ganzen Volk so beliebt machte, sagte er uns manchmal, dass er sich das ganze Jahr über auf diese Zeit freue, wo er fern von allen Staatsgeschäften und vom Hofleben allein die wunderbare Natur geniessen könne. Dabei hatte ich jagdlich beim Verhören der Hirsche oft wundervolle Anblicke, ich konnte z. Bp. einmal an einem einzigen Morgen 4 Paare kämpfende Hirsche beobachten. Nach der Hirschbrunft im September,

Oktober waren dann im November die 14 tägigen Treibjagden, zu denen, mit dem hohen Adel vom Thronfolger Herzog Albrecht und dem Schwiegersohn, Fürst zu Wied abwärts, auch besonders verdiente Bürgerliche eingeladen, hierunter auch mein Forstdirektor Graner, den ich einmal auf einen der besten Stände stellte, wo er, zum grössten Aerger des Oberhofjägermeisters, den besten Hirsch schoss und mir nachher 3 mal versicherte, dass er mir dies nie vergessen werde. So konnte ich mich für sein // ^{XVI} festes Eintreten zu meinen Gunsten bei der Versetzung nach Entringen revanchieren. Besonders lehrreich waren hierbei die Nachsuchen anderen Tages mit den hierfür gehaltenen Schweisshunden, denen aber meine berühmte gute Dachshündin Dina in keiner Weise nachstand. Dabei haben wir vom Forstpersonal so manchen Hirsch noch zur Strecke gebracht.

Es war auch ein erhebender Anblick, wenn morgens im herrlich gefärbten Walde die Majestäten, mit den eingeladenen Gästen und Gefolge in den von edlen Pferden gezogenen Equipagen angefahren kamen und ihnen sodann von der versammelten Jägerschaft auf ihren Jagdhörnern der Fürstengruss entboten wurde. Auch die Königin machte diese Jagden mit und war mir gegenüber immer ganz besonders lebenswürdig. Einmal nahm sie mich sogar zu sich in ihrem Wagen zu einer Fahrt nach einem besonders schönen Aussichtspunkt auf die Wurlinger Kapelle, wobei ich, neben ihr sitzend und nur in Begleitung ihrer Hofdame aufs Freundlichste von ihr unterhalten wurde. Einmal war auch s. M. der Kaiser in einem dieser Jagdtage eingeladen. Da er trotz unserer eifrigsten Bemühungen für ihn den besten Stand auszusuchen, infolge eines ganz plötzlichen Witterungsumschlags schlechten Anlauf hatte, zeigte er bei dem nachfolgenden Picknick auf der Jagdhütte seinen Unmut über sein Missgeschick in einer so widerlichen Weise, dass unser König ihn nie mehr einlud. Diese beiden Naturen waren so grundverschieden voneinander. Unser König der Typus eines milden, durch und durch sozial gesinnten, parlamentarisch regierenden Fürsten, der Kaiser dagegen der selbstherrliche, absolutistisch gesinnte Grosspotentat, der dank seiner Veranlagung und seiner schlechtgewählten Umgebung in einem Wolkenkuckucksheim lebte, aus welchem er später durch die harte Schule des verlorenen Krieges jählings gestürzt wurde.



Das Schloss in Gomaringen (Aufnahme von 2007). Darin untergebracht war das Forstamt, wo die Hepps 1911 das schwere Erdbeben erlebten.

Die Zeit in Gomaringen

Im Herbst 1908 siedelten wir nach dem östlich von Tübingen gelegenen Gomaringen über, auch wieder ein früheres Forstamtsgebäude und altes Schloss, mit prächtigem Blick auf die „Rauhe Alb“ und dem auch wieder lächerlichen Preis von 240 M Miete im Jahr. So hatten wir zum zweitenmal den billigsten Amtssitz in ganz Württemberg. Im anderen Flügel des Schlosses hatte das Pfarramt seinen Sitz, zu deren Bewohnern wir stets ein sehr freundschaftliches Verhältnis hatten. Gustav Schwab war einer ihrer Vorgänger gewesen. Im Sommer 1911 schrieb Ihre Durchlaucht Prinzessin Solms an Eure Mutter, dass sie sich einer Operation hatte unterziehen müssen und in dem Sanatorium wenig Ruhe herrsche. Ich musste meine militärische Uebung in Jüterbog absolvieren und Renée war zu ihrem Bruder nach Paris mit den Kindern eingeladen. Bruder Adolphe hatte ein kleines Haus in der Bretagne (Binic) für die Sommermonate gemietet und wollte selbst Urlaub nehmen und mit Renée und den Kindern dorthin gehen. Unsere Hausgehilfin war mitzunehmen.

So war unsere Wohnung in Gomaringen leer. Sofort schrieb Renée an die Prinzessin und machte ihr den Vorschlag, die leere Wohnung zu beziehen und sich in aller Ruhe in Gomaringen zu erholen, aber ihre Kammerjungfer mitzubringen. Sie nahm dies auch sehr gerne an. In überaus lebenswürdiger Weise bemühte sich die gütige Frau Pfarrer Klemm während dieser ganzen Zeit auch um die liebe kranke Prinzessin, sodass Ihre Durchlaucht sie in ihren Briefen an Renée in den höchsten Tönen pries. Zum Dank schenkte sie ihr dann, als sie erholt und wieder gesundet abreiste, einen sehr schönen Kupferstich, die Hochzeit Luthers mit Katharina von Bora darstellend. Und uns beschenkte sie mit einem herrlichen Gobelin.

//^{xvii} Wie in Entringen wurden wir dort auch in Gomaringen des Oefteren zu jeder Tages- und Nachtzeit von den lieben feuchtfrohlichen Bundesbrüdern meiner Verbindung „Igel“ überfallen. Sie kamen mit den damals üblichen selbst kutschierenden „Spuzwagen“ und mit dem fröhlichen Ruf: „Jucheissassa“, um ihre angeheiterte Stimmung mit einem guten Kaffee abzureagieren. Unsere rührende Mama tat dabei ihr Möglichstes,

um es diesem lustigen Studentenvolk recht behaglich und schön zu machen, trotz der nächtlichen Ruhestörung und wollte ihnen den Beweis erbringen, dass man auch als Ehepaar keineswegs philisterhaft zu sein braucht, sondern von Herzen gern mit fröhlichen Menschen zusammen sein mag, wenn sie sich anständig zu benehmen wissen, wie dies auch immer der Fall war.

Um unser Glück voll zu machen, kam im Mai 1909 unsere kleine Erica auf die Welt. Da sie, wie ihre Mama, allzu zart war, wurde sie mit ungekochter, reiner Gaismilch aufgezogen, mit dem Erfolg, dass sie prächtig gedieh und sich späterhin zu einer Art Germania entwickelte.

Meine Ib. Mutter aber starb im Herbst dieses gleichen Jahres an einer, damals noch nicht heilbaren Zuckerkrankheit. Merkwürdigerweise verlor sie aber mit dieser Krankheit die Schwermut, die sie so viele Jahre gequält hatte und hat sich in ihrer letzten Zeit zu einer wunderbaren inneren Vollendung durchgerungen. Als wir kurz vor ihrem Tode zu ihr eilten, um sie noch einmal zu sehen und Abschied von ihr zu nehmen, sagte sie, unsere Hände in der ihren haltend: „Kinder, gebt der Freude mehr Raum in Eurem Leben, ich selbst habe den Fehler gemacht, dass ich dies nicht beachtet und geglaubt habe, es sei Sünde, die irdischen Freuden zu geniessen.“

Dies haben wir auch befolgt und versucht, Euch Kindern eine vor allem frohe Jugendzeit und eine frohe Erinnerung an eine sonnige und selige Kindheit in Euch zu wecken. Ich hoffe, dass uns dies gelungen ist.

Traumvisionen und Erdbeben

In der Nacht nach der Beerdigung meiner geliebten Mutter hatte ich einen ganz wunderbaren und rätselhaften Traum. Es träumte mir, dass meine Mutter an meinem Bett stehe und meine heraushängende Hand halte, die hierbei von einem starken Kältegefühl durchdrungen war. Daran wachte ich jählings auf in einem grossen Erschrecken. Ich war nun völlig hellwach, spürte aber noch und hörte ganz deutlich zuerst am Bett meinen Namen in leiser, wehmütiger Weise rufen, dann nochmals nach Loslösung der Hand von der Mitte des Zimmers und zum drittenmal vom Ende desselben aus wieder „Theo“ rufen. Ich weckte sofort Mamale, erzählte ihr dieses wun-

derbare Begebnis, von dem ich heute noch beschwören kann, dass ich das Ganze nicht etwa nur geträumt habe, wie man wohl leicht glauben könnte, sondern ich war vor dem ersten Rufen so wach als man überhaupt nur sein kann. Späterhin habe ich daher das Buch von Justinus Kerner „Die Seherin von Prevorst“ mit voller Ueberzeugung von dem wesentlichen Inhalt desselben in mich aufgenommen und habe in späteren Jahren für die Volkshochschule hierüber einen Vortrag gehalten, zur Bekämpfung des Materialismus mit dem Nachweis, dass sowohl in diesem Buche als auch in der modernen Metaphysik und den neuzeitlichen Ergebnissen der Naturwissenschaften der Materialismus widerlegt ist und zudem das persönliche Weiterleben des Menschen nach dem Tode bewiesen ist. Durch einen solchen Beweis ist aber zugleich eine neue feste Grundlage für alle religiösen Ueberzeugungen und damit für eine bessere //^{XVIII} Zukunft der ganzen Menschheit gegeben. Ich hoffe, dass diese Zukunft durch die Torheit und Voreingenommenheit der mancherlei „modernen“ Menschen nicht in allzu ferne Zeit gerückt wird.

Die weiteren in Gomaringen verlebten Jahre sind mir in schönster Erinnerung geblieben. Ihr Kinder habet uns unendlich viel Freude gemacht. Im Jahre 1911 erlebten wir das grosse Erdbeben, das man am Fusse der Alb und auf der Alb selbst am stärksten gespürt hat, es war am 11. November. An jenem denkwürdigen Tage, ungefähr um 10 Uhr herum, war Deine Mutter ins Schlafzimmer gegangen, um zunächst nach Dir und Erica zu sehen. Dann machte sie die Läden zu und es fiel ihr auf, dass ein eigentümlicher Geruch von Schwefel in der Luft war. Sie rief mir zu und bat mich, ans Fenster zu kommen, um dies auch zu bestätigen. Wir legten uns dann schlafen und hatten kaum die Augen zugemacht, als wir plötzlich von einem furchtbaren unterirdischen Grollen, ähnlich wie beim Gewitter, nur von unten her, schreckhaft aufgeweckt wurden. Und zwar so stark, mit hin und her Schütteln, dass es uns aus dem Bett warf und wir meinten, nun falle das Schloss um. Mama fiel auf das Bettchen Ericas, das unmittelbar an ihrem Bett stand. Dann aber folgten in rascher Reihenfolge neue Stösse, das Waschgeschirr fiel zu Boden und draussen hörte man Flaschen und Porzellan zerbrechen. Das Krachen und Auseinanderbersten der Wände und Decken hörte nicht auf, wir versuchten uns auf-

zurichten und zu stehen, fielen aber immer wieder aufs Bett zurück. In jener Nacht gab es mit Unterbrechungen ungefähr noch 20 Beben. Wir besannen uns, ob es nicht besser wäre, mit den Kindern hinauszugehen, aber es war gut, dass wir es nicht getan haben, denn am nächsten Morgen lag der ganze Schlosshof und die Aussenseite des Schlosses voll von Dachziegeln und es waren auch sämtliche Schornsteine abgestürzt, ausserdem klawte ein breiter Erdriss vor dem Schloss, in den wir bestimmt alle hineingefallen wären. 6 Wochen später hatten wir wiederum ein Erdbeben, das ebenso heftig war, aber viel kürzer dauerte. In unserer Wohnung zählten wir 147 Risse an den Wänden. Nun wurde die Sache doch etwas ungemütlich. Im Jahre 1914 brach dann der Weltkrieg aus.

Jagden rund um Reutlingen und Reserveübungen beim Militär in Jüterbog

In Gomaringen hatte ich eine ausgezeichnete Jagd in landschaftlich schönster Lage, vom 900 m hohen Rossberg herab bis nach Gomaringen herunter und wurde stets zu den angrenzenden riesigen Jagden der befreundeten Reutlinger Fabrikanten und von dem Herzog von Urach auf den Liechtenstein [recte: Lichtenstein] eingeladen, wobei die sog. „letzten Triebe“ meist sehr ausgiebig und feuchtfrohlich verliefen, sodass ich manchmal in Reutlingen über Nacht blieb, da das Bähnele nach Gomaringen-Gönningen nicht mehr fuhr. Und beim Bruder Emil, dem Oberbürgermeister von Reutlingen, waren wir auch oft zu Gast. Er lud mich zu den Wald- und Grenz-Umgingen seines Stadtrats ein, wobei stets an einem schönen Platz im Wald draussen unter Hörnerklang ein grosser Wagen mit viel gutem Wein und Esswaren auffuhr, in deren Vertilgung die Herrn Stadträte aller Parteien das Menschenmöglichste leisteten und Bruder Emil mit seinem grossen Rednertalent und der Fähigkeit, Gelegenheitsgedichte nur so aus dem Aermel zu schütteln, ungemein viel zur allgemeinen Heiterkeit und einer Verbrüderung der verschiedenen Parteibrüder beitrug, was jede persönliche Gehässigkeit in den



Emil Hepp,
Theodors
Bruder, Ober-
bürgermeister
von Reutlingen.

Wirtschafts- und Sozialfragen ausschloss. Darum war er auch allgemein geachtet und beliebt und ein Musterbeispiel für //^{xix} schwäbisch-demokratische Regierungskunst, obwohl er selbst nie einer Partei angehörte, so wenig wie auch ich. Man kann eben die Richtlinien einer Partei bei uns seit altersher ruhig unterstützen, ohne aber im Einzelnen seine Meinung zu verkaufen.

Bei meinen militärischen Uebungen in Jüterbog bei Berlin, wohin wir von einer Militäreisenbahn kostenlos befördert wurden, ging die ganze Familie entweder mit nach Berlin zu dem befreundeten Ehepaar Rettcher, die uns früher immer besucht hatte (Eure Mutter kannte sie von Wiesbaden her), oder zu Schwager Adolphe, der als Generaldirektor von grossen chemischen Werken dort eine ganz grosse hochbezahlte Stellung hatte. Ausserdem hatte ich ja seit dem Tode meiner Mutter ein eigenes Vermögen, sodass wir keine pekuniären Sorgen zu haben brauchten. Einmal holte ich meine Lieben über Hamburg-Berlin mit dem damaligen grössten Ueberseedampfer, von dort über Southhampton-Cherbourg fahrend, in Paris ab und vergesse nie, mit welcher Wehmut ich diesem wundervollen Dampfer nachgeschaut habe, als er im vollen Lichterglanz abends von Cherbourg abfuhr. Nie hatte ich damals geglaubt, dass die Fahrt nach Amerika zu meinem damals so kleinen Söhnlein mal Wirklichkeit würde.

[Fortsetzung folgt]